1,90 DM / Band 642
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Horror im Harem

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Horror im Harem

John Sinclair Nr. 642

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 23.10.1990

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Horror im Harem

Bis auf das leise Summen des Projektors war es still in einem Raum, dessen Fenster durch lange Verhänge abgedunkelt waren. Zwischen den vier Wänden roch es nach sanften Gewürzen, aber auch nach dem Schweiß des im Vordergrund sitzenden Mannes, der heftig seine Hände bewegte und auf das Viereck der Leinwand schaute, wo sich die Bilder in einer genau eingestellten Zeitspanne abwechselten.

Es waren bestimmte Bilder, ausnahmslos Gesichter von jungen, hübschen Frauen. Blonde und dunkelhaarige Frauen, mit weichen Gesichtern, europäisch aussehend und keine, wie sie sich normalerweise in der Nähe des Sultans Abdul Hamid bewegten.

Das waren neue Gesichter. Frischfleisch, wie der Sultan selbst sagte und wie er es liebte.

Sein Gesicht glänzte, als wären die fetten Wangen mit einer Speckschwarte eingerieben worden. Ein ähnlicher Glanz lag auch in seinen dunklen, sich ständig bewegenden Augen, deren Ausdruck aus einer Mischung zwischen Gier, Geilheit und Tücke bestand.

Seine Hände schlossen sich ständig zu Fäusten, öffneten sich wieder, wurden abermals geballt, und das scharfe Atmen, das über die dicken Lippen floss, hörte sich an, als würde eine alte Lok Dampf ablassen.

Wieder musste er eine Pause einlegen, wischte sich über die Stirn und befahl dem zweiten, für ihn nicht sichtbaren Mann mit harter Stimme, die Präsentation zu unterbrechen.

»Aber wieso, Abdul Hamid? Was hindert dich daran, die Frauen zu betrachten?«

»Es sind zu viele, verstehst du?«

Der andere lachte scharf. »Ja, ich weiß. Aber ich wollte nicht mit leeren Händen zu dir kommen.«

Der Sultan nickte zufrieden. Mit seinen dicken Fingern grapschte er nach einer Weintraube und hätte sie beinahe zerquetscht, so nervös war er geworden.

Schließlich packte er die gesamte Traube, hielt sie für einen Moment über seinen weit geöffneten Mund und biss blitzschnell zu. Dass ihm anschließend der Saft aus den Mundwinkeln strömte und er auch einige Stiele mit verschluckte, störte ihn nicht. Was ihm der Fremde da präsentierte, hatte ihn einfach zu sehr aufgewühlt, da war alles andere nur Nebensache.

»Soll ich weitermachen, Sultan?«

»Warum so schnell?«

»Ganz einfach. Ich möchte erstens eine Entscheidung, und zweitens habe ich noch einige besondere Bilder, wobei ich dir raten möchte, auf die Letzten ganz genau zu achten.«

Der Sultan schluckte den letzten Rest der Trauben. »Weshalb soll ich das?«

»Weil sie die Perlen sind. Die echten Perlen, verstehst du? An sie kommt sonst keiner heran.«

»Aber du?«

»Wäre ich sonst hier, Sultan?«

Der orientalische Potentat lachte. »Ja, das stimmt, mein Freund, das stimmt genau. Aber ich will dir sagen, dass ich dich zwischen meinen Händen zerquetschen kann wie eine Laus, wenn es nicht stimmt, was du mir da gesagt hast. Du weißt, dass ich sehr schwer zufrieden zu stellen bin. Ich bin es gewohnt, die hübschesten Frauen um mich zu wissen. Schlanke, vollschlanke, welche mit kleinen und andere mit großen Brüsten. Ich bin also sehr verwöhnt.«

Der Mann im dunklen Hintergrund, der neben dem Projektor stand, stimmte ihm zu. »Das weiß ich alles, Abdul Hamid. Ich bin aber

sicher, dass es dir gefallen wird, was ich noch in Reserve habe.«

»Ich hoffe es für dich. Sonst werde ich dich entmannen lassen.« Diese Androhung machte ihm Spaß, denn er kicherte wie ein Teenager, der zum ersten Mal einen Nackten gesehen hatte.

»So weit wird es nicht kommen, Sultan. Ich weiß genau, auf was ich mich eingelassen habe.«

»Mach weiter.« Der Mann mit dem schweißglänzenden Gesicht wischte sich die Hände am Stoff des rauen Gewandes ab und wartete darauf, dass die nächsten Bilder erschienen.

Aber der Vorführer machte es spannend. »Ich wollte dir noch eines sagen, Abdul Hamid. Du brauchst dich natürlich nicht für eine zu entscheiden. Du kannst sie beide bekommen.«

Der Sultan schnaufte. »Und der Preis?«, fragte er schließlich, denn er war auch Geschäftsmann.

»Darüber lässt sich verhandeln. Ich kann mich schließlich den landesüblichen Sitten anpassen.«

Hamid nickte. Zweimal bewegte er seinen dicken Schädel. »Komisch, dass ich dir vertraue. Dabei weiß ich nicht einmal genau, wer du bist und wie du alles schaffen willst.«

»Wenn ich nur leere Hände hätte, wäre ich sonst zu dir gekommen? Hätte ich es je wagen können?«

»Nein!«, erwiderte der Sultan voller Überzeugung. »Das bestimmt nicht.«

Der Vorführer lächelte eisig. Er kannte sich in der Psyche des Sultans aus. Wie alle Potentaten überschätzte sich der Mann gewaltig, das sagte der Besucher ihm nicht. Er gab ihm Recht, obwohl er in Wirklichkeit nach der Pfeife des Europäers tanzte, ohne es zu merken, denn er war bereits zu stark beeinflusst worden.

Seine Nervosität steigerte sich. »Wann - wann geht es endlich weiter?«

»Einen Moment bitte. Es wird alles nach deinen Wünschen geschehen. Ich möchte nur etwas aussortieren.«

»Weshalb?«

»Sie würden dir nicht gefallen. Oder liebst du Mädchen mit Mandelaugen, die aus dem fernen Asien kommen?«

»Nein, die mag ich nicht, das weißt du. Weshalb hast du sie mitgebracht?«

»Sie gehören zu meiner Kollektion. Ich bin nicht dazu gekommen, sie auszusortieren.«

»Du bist schlecht vorbereitet!«, stellte der Sultan fest. Seine Stimme klang böse.

Der Besucher beherrschte das Spiel. Er konnte sich perfekt auf andere Menschen einstellen. »Es geht sofort weiter. Ich will dich auch nicht ablenken, deshalb zeige ich dir nur die beiden Stars in meiner

Sammlung.«
»Ja! Ich will sie sehen. Schwarz und blond?«
»Sicher. Sie sehen fantastisch aus und entsprechen dem Idealbild einer Frau.«
»Das ist bei jedem anders.«
»Stimmt. Gib jetzt Acht!«
Ein leises Klacken war zu hören. Das letzte Bild verschwand von der aufgestellten Leinwand und musste Platz schaffen für das neue Gesicht.
»Ohhh…« Der Sultan war begeistert, und der Besucher hatte dies gewusst. Nicht grundlos hatte er dem satt wirkenden Potentaten zuerst die Frauen gezeigt, die seinen Vorstellungen nicht entsprachen. Jetzt konnte Abdul Hamid nur staunen.
Auf der Leinwand zeichnete sich ein Frauengesicht ab, dessen Mund zu einem leichten Lächeln verzogen war. Es war eine Momentaufnahme, geschossen im Halbprofil, aber hervorragend getroffen. Dunkle Haare umwallten das Gesicht mit den ebenfalls dunklen Augen, und den Sultan faszinierte der Blick dieser dunklen Augen.
»Es ist gut«, sagte er stöhnend und rieb seine Handflächen über den Stoff des Gewandes. »Das ist sogar sehr gut.«
»Ich versprach nicht zu viel.« Der Besucher ließ das Bild stehen, damit der Mann genügend Zeit hatte, sich die Gesichtszüge einzuprägen.
»Soll ich das nächste zeigen?«
»Nein, nein, lass es noch!« Die Stimme klang sehr aufgeregt. »Ich muss es genau anschauen.«
»Bitte.«
Der Sultan wurde zu Wachs in den Händen seines Besuchers aus Europa, denn dieser Mann behandelte ihn so, dass er nicht merkte, wie ihm der eigene Willen genommen wurde.
Trotz des Dämmerlichts war zu sehen, wie der Sultan einatmete. Sein Körper schien sich dabei wie ein Ballon aufzublähen. »Hast du noch ein anderes Bild?«
»Nein - was meinst du? Reicht es nicht?«
»Nein, ich will den Körper sehen. Ich will erkennen können, ob sie mager ist oder…«
»Sie ist wunderbar, das kann ich dir versprechen. Sie ist einmalig, eine Frau, wie du sie bestimmt nicht in deinem Harem hast. Und sie hat eine helle Haut.«
Das wollte der Sultan nicht glauben. »Trotz der dunklen Haare?«
»Ja.«
Der Potentat grunzte, als er nickte. »Dann möchte ich jetzt die andere sehen, die Letzte.«

Der Mann aus Europa beherrschte alle Spielregeln. Noch ließ er das Bild der Schwarzhaarigen auf der Leinwand stehen. Je länger man es betrachtete, um so mehr beherrschte es den abgedunkelten Raum im Palast des Sultans. Es schien sich von der Leinwand zu lösen und auf den Sultan zuzuschweben, der sich über die Augen wischte, an eine Fata Morgana erinnert wurde, abermals hinschaute, das Bild vermisste und einen grunzenden Laut des Unwillens ausstieß.

Der Europäer sagte ärgerlich: »Sei nicht so wild, Abdul. Die Vorfreude ist die Beste.«

»Ich will sie haben.«

»Auch die Zweite?«

In diesem Augenblick erschien das neue Bild auf der Leinwand. Für den Sultan ging die Sonne auf.

Eine Sonne bestehend aus der Fülle blonder Haare, die ein fein geschnittenes Gesicht umrahmten, sehr lockig frisiert waren und sich im Nacken zu einem angedeuteten Pferdeschwanz zusammenfanden.

Von seiner Schönheit träumte man zwischen Istanbul und Bagdad. Aber auch woanders.

»Das ist sie!«

Der Sultan war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben, weil ihn dieses Bild in seinen Bann geschlagen hatte. Plötzlich trocknete sein Mund aus, trotz der genossenen Trauben. Er schluckte, er starrte, er bewegte sich zuerst nicht, dann aber voller Unruhe, wobei seine Hände nicht zu wissen schienen, welche Körperstellen sie berühren sollten.

Dieses Bild war der Traum, er war der erotische Wahnsinn. Obwohl der Sultan nur das Gesicht der Frau sah, stellte er sich den Körper vor, nicht ganz nackt, von seidendünnen Schleiern umweht, wie leichte Gardinen vor einer Fensterscheibe.

»Nun?« Der Besucher wollte einen Kommentar. Er schaute auf den Hinterkopf des Sultans, der sich hektisch von rechts nach links bewegte, als der Mann den Kopf schüttelte.

»Gefällt sie dir nicht?«

Der Orientale schnaufte, weil er einfach nicht reden konnte. Der Anblick hatte ihm die Sprache verschlagen.

Lässig lehnte sich der Mann aus Europa gegen die Wand. Er hatte Zeit, ließ den Sultan schauen, damit er dessen Fantasie anstacheln konnte.

Abdul Hamid schaute nicht nur, er stöhnte auch hörbar auf. Dabei bewegte er sich fahrig und fuhr mit der Handfläche über seine Wangen. Auch die Stirn ließ er nicht aus, wo er merkte, wie eine Ader dicht unter der Haut zuckte. Für ihn der Beweis, dass er innerlich tatsächlich unter Strom stand.

»Eine Frau!«, keuchte er, »eine Frau, wie ich sie noch nie in meinem

Harem hatte.«
Der Europäer lachte. »Eine oder zwei.«
»Beide!«, stieß der Orientale hervor. Er bewegte sich auf seinem bequemen Sitzkissen unruhig wie ein ungezogenes Kind. »Ich will beide haben, koste es, was es wolle.« Ohne sich dabei umzudrehen, fragte er: »Nenne mir deinen Preis!«
Der Mann aus Europa lachte. Er ließ das Geräusch erst ausklingen, dann gab er die Antwort. »Du bekommst sie umsonst, Abdul.«
»Tatsächlich?«, hechelte er.
»Vorerst jedenfalls.«
Der Sultan überlegte. »Und später?«
»Mein Preis ist für dich nicht unbezahlbar. Ich möchte kein Geld, weder Gold noch andere Dinge aus deiner Schatzkammer. Ich werde dir erst die Frauen holen, dann reden wir weiter.« Plötzlich war das Bild nicht mehr da, einfach weggerissen, ausgelöscht, und der Sultan kam sich vor wie jemand, dem ein wunderschöner Traum genommen worden war. Er senkte den Kopf und lebte von der Erinnerung.
Der Europäer blieb, wo er stand. Er wartete auf die Fragen des Sultans, der jedoch musste sich erst aus der Erinnerung lösen und drehte sich dann sehr langsam um.
»Was kann ich für dich tun?«
Abdul Hamid erhob sich ächzend. »Das will ich dir sagen.« Er streckte seinen Arm vor. Aus dem kurzärmeligen Ausschnitt stach der Finger hervor wie ein bleiches Stück Fett. »Ich möchte von dir wissen, wann ich sie hier haben kann.«
»Das ist kein Problem.«
Der Sultan blieb misstrauisch. »Wieso nicht? Ich glaube nicht, dass sie freiwillig kommen werden.«
»Das nicht, aber ich habe vorgesorgt. Es ist alles geregelt. Sie befinden sich bereits auf dem Weg hierher. Es war leicht, an beide Personen heranzukommen.«
Der Sultan schnüffelte, als er über seinen Leib strich. »Habe ich richtig gehört? Schon auf dem Weg hierher?«
»So ist es.«
»Wie denn?«
Der Mann aus Europa winkte ab. »Das ist meine Sache. In zwei Tagen können sie bei dir sein.«
Dem Mann blieb vor Staunen der Mund offen. »Das - das kann nicht wahr sein. Du belügst mich.«
Die Antwort klang spöttisch. »Weshalb sollte ich dich belügen? Es entspricht alles der Wahrheit. Ich wusste sehr genau, was ich dir anbot, mein Freund.«
»Aber du kennst mich noch nicht lange.«
»Lange genug, um dich einschätzen zu können. Ich weiß, dass du zu

den Genießern zählst.«
»Ja!«, keuchte der Sultan. »Ich bin ein Genießer. Ich bin jemand, der hier in den Bergen sein eigenes Reich errichtet hat. Keiner wagt es, mich anzugreifen. Nicht einmal der König. Erlässt mich in Ruhe, denn er weiß sehr genau, dass ich ihm Ärger bereiten kann. Aber ich sage dir, die alte Zeit wird zurückkehren. Sie ist nicht vorbei, sie hat sich nur für eine Weile versteckt.«
»Schön, ich drücke dir die Daumen. Und ich danke dir, dass du mir eine Zuflucht ermöglicht hast. Vielleicht werde ich schon bald wieder dorthin zurückkehren, wo ich hergekommen bin, aber diese Zuflucht ist zunächst wichtig für mich.«
Der Potentat breitete die Arme aus, als wollte er die ganze Welt umfangen. Bei ihm wirkte die Bewegung lächerlich. »Du kannst bleiben, so lange du willst. Du hast hier dein Versteck, du hast die Dunkelheit, es ist alles vorhanden.«
Der Mann aus Europa nickte. »Ich weiß!«, zischelte er. »Ich weiß alles.« In seinem Hirn standen längst die nächsten Pläne. Davon allerdings ahnte der Sultan nichts.
»Eine letzte Frage habe ich noch«, sagte der Orientale.
»Bitte.«
»Es klingt lächerlich. Jeder Mensch hat einen Namen, auch die beiden Frauen müssen…«
»Ah ja, verstehe.« Der andere nickte. In der Dämmerung sah er aus wie ein Gespenst. »Die Schwarze heißt Glenda, die Blonde Jane. Du wirst sie leicht auseinander halten können.«
Der Sultan legte den Kopf zurück. Dann schob er seine Unterlippe vor, die geschwollen war. Er buchstabierte beide Namen und verdrehte dabei die Augen.
»Gefallen sie dir?«
»Ja, obwohl sie sich so fremdländisch anhören, sind sie nicht schlecht. Ich werde mich an sie, an ihre Gesichter und auch an ihre Körper gewöhnen.«
»Das glaube ich auch.« Der Europäer verneigte sich, drehte sich um und ging.
Er wandte dem Sultan den Rücken zu, und so konnte Abdul Hamid nicht sehen, was sich zwischen den Augen des Besuchers hervorkristallisierte.
Es war ein Buchstabe, ein blutrotes D.
Das D für Dracula!

***

Ihre Rivalitäten hatten Jane Collins und Glenda Perkins längst aufgegeben. Das gehörte der Vergangenheit an, und es war um einen Mann namens John Sinclair gegangen.

Sie redeten auch nicht mehr darüber, denn gerade Jane Collins wollte nicht mehr an ihre schlimme Vergangenheit erinnert werden, als sie auf der anderen, der schwarzmagischen Seite gestanden hatte.

So waren die beiden Frauen zu Freundinnen geworden, die sich des Öfteren trafen, ausgingen, mal zum Essen, auch zum Tanzen, sich amüsierten und den Dingen nachgingen, die einfach Spaß machten.

Aber Bauchtanz?

Es war Glenda Perkins gewesen, die eine Offerte in ihrem Briefkasten gefunden hatte. Eine Bauchtanzschule bot Kurse an und warb mit einem Schnupperangebot.

Man konnte an einem Abend kommen, schauen, es probieren, sich dann entscheiden.

Glenda gab es nicht gern zu, aber sie hatte doch gewisse Probleme mit ihrer Figur. Ein Pölsterchen dort, das andere woanders, man konnte sie als gut proportioniert bezeichnen, was John Sinclair zum Beispiel sehr gefiel, aber sie wollte sich wohl fühlen, und da sie vor Diätkuren zurückschreckte, hatte sie sich vorgenommen, auf sportlichem Wege ihr Gewicht zu behalten.

Joggen war nicht mehr so richtig in, aber Bauchtanz war schwer im Kommen.

Unter Glendas Bekannten gab es einige Personen, die sich in dieser Kunst übten, und wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, hatte auch sie schon mit dem Gedanken gespielt.

Nur wollte sie nicht allein gehen. Da bestand noch immer eine gewisse Scheu, und deshalb hatte sie auch Jane Collins angerufen und gefragt, ob sie mitwollte.

»Wieso gerade Bauchtanz, Glenda?«

»Weil ich eine Einladung bekommen habe, eine Postwurfsendung, um genau zu sein.«

Jane lachte in den Hörer. »Ich auch.«

»Dann wird das durch halb London gegangen…«

»Und dementsprechend besucht sein«, vollendete Jane.

»Dann willst du nicht?«

»Davon hat niemand etwas gesagt. Ich habe den Zettel schon weggeworfen. Wann findet das denn statt?«

»Heute Abend.«

»Hm.«

»Kannst du nicht?«

»Doch - schon…«, murmelte Jane und sprach danach noch leiser, sodass Glenda kein Wort verstand.

»Das müsste eigentlich klappen, aber ich habe nicht den rechten Biss.«

Glenda ließ nicht locker. »Tu mir doch den Gefallen. Ich habe viel über Bauchtanz gelesen. Er ist gesund. Man tut was für seinen Körper,

man nimmt ab und…«

Jane Collins lachte laut in den Hörer hinein. »Dich sollten die Verantwortlichen als Propagandistin einstellen, Glenda. Du bist so überzeugend.«

»Auch bei dir?«

Jane Collins seufzte. »Ich kann dich ja nicht allein gehen lassen. Frage: Wo muss ich hin?«

»Die Schule befindet sich in Paddington.«

»Ziemlich weit. Aber ich hole dich ab. Wann soll ich kommen?«

Glenda schaute auf die Uhr. »Ich werde das Büro früher verlassen. John und Suko sind sowieso unterwegs. Sie versuchen über Interpol eine Spur Vincent van Akkerens in den Niederlanden aufzunehmen. Ob es ihnen gelingt, weiß ich nicht.«

»Sagen wir achtzehn Uhr?«

»Lieber eine halbe Stunde später.«

»Einverstanden.«

Die beiden Frauen hatten sich schnell entschieden. Glenda erledigte noch einige Arbeiten und als sie gerade das Büro verlassen wollte, erschien plötzlich Jane Collins.

»Du bist schon hier?«

»Ich fahre dich nach Hause.«

»Ja, ich muss noch duschen.«

»Okay, komm mit.«

Alles klappte wie am Schnürchen. Während Glenda duschte, trank Jane eine Tasse Kaffee.

Beide Frauen bevorzugten für diesen Abend lockere und sportliche Kleidung. Die Hosen waren weit geschnitten und endeten in Wadenhöhe.

Glendas Hose war mit roten Blumen bedruckt, während Jane die mit dem satten Blau und den Hauch von Gelb gefallen hatte. Auf den großen Gürteln glitzerten die Applikationen in Form von wilden Tieren.

T-Shirts trugen sie beide in der gleichen Farbe, nämlich weiß. Bei Jane schimmerte die leichte Leinenjacke blau, bei Glenda hatte sie einen Orangeton.

Sie lachten sich an, als sie sich in der Kleidung sahen, und Glenda versuchte, ihre Hüften zu bewegen. »Dann auf zum Bauchtanz«, sagte sie. »Ich bin ja auf die Gesichter der Männer gespannt, wenn wir ihnen morgens im Büro etwas vortanzen.«

»Das hat Lady Sarah auch gesagt und anschließend den Kopf geschüttelt.«

»Hat die Horror-Oma etwas gegen einen klassischen Bauchtanz?«

Jane hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Jedenfalls legte sie ihre Stirn in Falten und machte auf mich den Eindruck einer strengen

Lehrerin.«

Glenda winkte ab. »Sie gehört eben einer anderen Generation an. Bauchtanz hat für sie noch immer den Ruf des Unanständigen. Das kennt man ja.«

»Nicht nur für sie«, sagte Jane. »Ich kenne viele jüngere Leute, die ebenfalls so denken. Außerdem hatte sie natürlich Angst, dass man uns eine Falle stellen könnte.«

»Tatsächlich?«

»Du kennst sie doch, Glenda. Lady Sarah ist immer etwas sonderbar.«

»Klar. John sagt das auch immer.«

Jane hängte ihre Tasche über. »Können wir gehen? Bist du fertig und bereit, dir den Bauch zu verrenken?«

»Und ob.«

Beide Frauen stürzten wieder in den Londoner Verkehr, der nicht ruhiger geworden war. Ein wilder, wirrer Ameisenhaufen aus vierrädrigen und zweirädrigen Fahrzeugen, die versuchten, sich ständig zu bewegen und doch durch Ampeln oder kleine Verkehrsstaus immer wieder gezwungen wurden, einen Stopp einzulegen.

Über die Edgeware Road gelangten sie nach Paddington. Die City lag hinter ihnen, jetzt hielt sich auch der Verkehr in Grenzen. Nur in den schmalen Nebenstraßen des Stadtteils ballten sich noch die Blechschlangen.

Das Wetter hatte gewechselt. Die Hitze der letzten Tage war verschwunden. Der Juni kam mit kühlen Temperaturen, Regen und mit grauen Wolken, die wie große Bleiklumpen über London schwebten. Vor Mitternacht sollte es einen Wolkenbruch geben.

Beide Frauen unterhielten sich während der Fahrt. Jane sprach von ihrem letzten Fall, den sie gemeinsam mit John Sinclair erlebt hatte, als sie in Germany in das Hexenmuseum geraten war und dort nackt in die Hölle hatte schreiten sollen.

»Was war das für ein Gefühl?«, fragte Glenda.

»Ein schlimmes, kaum zu erklären. Mir läuft jetzt noch der Schauer über den Rücken, wenn ich daran denke.«

»Das kann ich verstehen.«

Die Detektivin deutete auf das Handschuhfach. »Ich bin zwar in London geboren und kenne mich relativ gut aus, aber du könntest trotzdem auf die Karte schauen, wo wir genau hinmüssen.«

»Nicht bis zum Bahnhof.«

»Stimmt.«

Glenda holte die Karte hervor, faltete sie auseinander und schaute nach. Sie fuhr mit dem Finger über das Papier, während sie die Adresse vor sich hinmurmelte.

In Paddington gab es zahlreiche kleine Straßen, auch viele Grünflächen und große, bebaute Gebiete.

Die Häuser zählten nicht zu den Neuesten, sie waren schon viele Jahrzehnte alt. Manche Fassaden verrieten noch viel ältere Baustile. Es gab gepflegte und ungepflegte Häuser. Es war eben ein Unterschied, wer wo wohnte und wie viel Geld er hatte. Jane fuhr sehr langsam, nachdem sie von Glenda zu einer bestimmten Straße dirigiert worden war. Der kleine Golf rollte hindurch. Glenda konzentrierte sich auf die Hausnummern, die hin und wieder gegen die Wände gepinselt worden waren, und warnte Jane vor. »Noch drei Hausnummern, dann müssten wir am Ziel sein.«

»Keine vertrauenerweckende Gegend.«

»Du sagst es.«

Die Bewohner bildeten, wenn sie zusammenstanden, eine stumme, den zwei Frauen irgendwie drohend vorkommende Masse. Wer hier lebte, gehörte nicht zu den Reichen, und im Schatten des Bahnhofs oder der Gleise waren Tag und Nacht die Züge zu hören, die durch den Londoner Vorort rollten.

»Halte an!«

Jane ließ den Golf ausrollen. Von einer Bauchtanzschule war zwar nicht viel zu sehen, aber die angegebene Adresse stimmte. Es war das Haus mit der Nummer 48.

Sie mussten einen Parkplatz finden, was sehr schwer war. Am Gehsteig gab es keine Lücke, auch ein Schild auf die Bauchtanzschule entdeckten sie nicht.

Jane hatte neben der Wagenreihe gestoppt. »Frag doch mal einen, wo wir hin müssen.«

Glenda stieg aus. Sie sprach eine ältere Frau an, die zuerst misstrauisch war, dann lächelte und wieder misstrauisch wurde, als Glenda ihre Frage stellte.

»Zu diesen Orientalen wollen Sie?«

»Ja.«

»Und was wollen Sie da, junge Frau?«

Das ging die Tante zwar nichts an, aber Glenda erklärte es ihr trotzdem. »Meine Freundin und ich wollen uns einmal im Bauchtanz versuchen, wenn Sie verstehen.«

»Ach, diese Verrenkungen.«

»Genau die.«

Die Frau winkte ab. »Das ist doch nichts für normale junge Menschen. Da kann man nur den Kopf schütteln, wirklich. Ich an Ihrer Stelle würde mir das überlegen.«

»Wir wollen nur mal schnuppern.«

»Ja, dann schnuppern Sie. Die Schule finden Sie auf einem Hof. Sie müssen die nächste Einfahrt hinein. Dann werden Sie es schon sehen. Aber geben Sie Acht. Wie leicht geraten hübsche Frauen wie Sie in die Fänge irgendwelcher Mädchenräuber und landen schließlich in einem

Harem, wo sie dann verkümmern.«

»Keine Sorge, wir sind zu zweit.«

»Viel Glück.« Die Frau ging davon.

Glenda stieg wieder ein. Jane brauchte nicht erst zu fragen, die dunkelhaarige Frau sprach von allein. »Wir müssen auf einen Hinterhof fahren.«

»Bist du sicher?« Jane runzelte die Stirn. Es passte ihr überhaupt nicht.

»Das hat die Frau gesagt. Als Anlieger muss sie sich schließlich hier auskennen.«

»Dann wollen wir mal.« Jane ließ den Motor wieder an und lenkte den Golf auf die Einfahrt zu. Sie trennte zwei Hausfronten in einer Höhe von etwa vier Yards. Darüber aber wuchsen die beiden Fronten wieder zusammen.

Wenig später öffnete sich vor ihnen der Hof. Es war ein viereckiger Platz, umrahmt von grauen Hausfronten, die von rechteckigen Scheiben unterbrochen waren.

Die Fenster sahen nicht gerade geputzt aus. Einige standen offen. Stimmen und Musik waren im Hof zu hören.

Ihr Ziel war leicht zu finden, denn die orientalischen Klänge wiesen ihnen den Weg.

Jane stoppte ihr Fahrzeug parallel zur Hauswand. Als sie Glenda anschaute, fragte diese: »Was ist los?«

»Mir ist schon komisch.«

»Wieso?«

Jane Collins verzog die Lippen. »Die Gegend gefällt mir überhaupt nicht. Sie ist mir nicht geheuer.«

»Eine Falle?«

»Weiß ich nicht.«

»Nachschauen können wir ja, wo wir schon einmal hier sind. Das kostet nichts.«

»Ja, du hast Recht.«

Sie stiegen beide aus. Ihnen entgingen auch nicht die dunkelhaarigen und arabisch aussehenden Männer, die in der Nähe eines Eingangs standen und die Blicke wie spitze Messer auf die beiden Frauen gerichtet hielten, als diese auf die offene Tür zuschritten, in der sich allerdings ein Perlenvorhang bewegte. Immer wenn der Wind dagegen strich, klirrten die Perlen gegeneinander.

»Die ziehen dich hier schon mit den Blicken aus.« Glenda hob die Schultern, als würde sie frösteln.

»Und weißt du, wie mir der komische Eingang vorkommt?«

»Nein.«

»Wie ein Schlund ohne Wiederkehr. Der schluckt dich, dann ist es um dich geschehen.«

»Sieh das mal lockerer. Außerdem sind wir zu zweit und können uns wehren.«

»Gegen die Meute?«

»Noch tun sie dir nichts.«

Das stimmte, denn die Araber standen nur da und glotzten. Jane hatte Glenda den Vortritt gelassen.

Die dunkelhaarige Sekretärin blieb vor den langen Schnüren stehen, räusperte sich, schluckte und traute sich noch nicht, den Arm anzuheben.

»Was hast du denn?«

»Ich weiß nicht. Noch können wir umkehren.«

Jane drückte ihr die flache Hand ins Kreuz. »Jetzt sei kein Frosch, Glenda und geh vor.«

Die Perlen klirrten, als Glenda den Vorhang bewegte und in einen Vorraum eintrat, der erstens durch seine gedämpfte Beleuchtung auffiel und zweitens wegen seiner Gerüche, die so fremd auf englische Nasen wirkten. Es roch nach Öl und Gewürzen, nach Rauch und anderen ungewöhnlichen Ingredienzien.

Ihre Augen mussten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen. Als sie das geschafft hatten, stand plötzlich eine hagere Gestalt im Schatten der Wand und schaute zu ihnen herüber.

Beide erschraken, da sie den Mann bisher nicht gesehen hatten. Sein Kopf sah seltsam kantig aus, was an der Bedeckung lag, die der Mann trug. Es war ein Fes, eine arabische Kopfbedeckung. Darunter schimmerte das Gesicht wie heller Käse, nur an den Wangen entlang liefen längere Schatten, denn dort wuchs der Bart.

Der Mann verbeugte sich, lächelte und sprach in einem fremdländisch geprägten Englisch die Begrüßung. »Ich freue mich, dass Sie gekommen sind, meine Damen. Sie wollen sicher den Bauchtanz erlernen oder mal schnuppern, wie wir es in der Reklame versprachen.«

Glenda überließ Jane die Initiative. Sie selbst fühlte sich etwas unwohl. »Da haben Sie Recht, Mister, das wollen wir.«

Er verbeugte sich. Der Fes kippte dabei nicht vom Kopf. Der Mann trug einen dunklen Anzug und ein helles Strickhemd ohne Krawatte. Auf der Oberlippe wuchs ein derart dünnes Bärtchen, als wäre es mit einem Stift gezeichnet worden.

»Ich freue mich, dass ich Sie im Kreis der Schülerinnen begrüßen kann, Ladies. Darf ich Sie dann nach hinten bitten, wo sie sich erst einmal umschauen können?«

»Gern, wenn Sie vorgehen.«

»Natürlich, Miss…«

»Sie können mich Jane nennen. Meine Freundin hört auf den Namen Glenda. Alles andere können wir uns sparen - oder?«

»Aber sicher. Ich heiße übrigens Brunai.«
»Wie der Scheich, der berühmte?«
»Bitte? Ich verstehe nicht ganz.«
Jane winkte ab. »Schon gut.« Als der Mann ihnen den Rücken zugedreht hatte, flüsterte Jane.
»Fühlst du dich jetzt besser?«
»Nein.«
Jane lachte leise. »Das ist normal. Bauchtanz gehört eben in einen anderen Kulturkreis.«
»An den ich mich erst gewöhnen muss.«
Der Mann war an einer Tür stehen geblieben, die er jetzt öffnete, als die Frauen bei ihnen waren.
Wieder ertönte Musik. Es war die Gleiche wie bei ihrem Eintritt, diesmal lauter. Auf der runden Tanzfläche wartete eine dunkelhaarige Frau in einem mit Perlen bestickten Stoffkostüm auf die beiden Neuankömmlinge.
»Bitte«, sagte Brunai.
Jane betrat den Raum als Erste. Sie und Glenda suchten nach anderen Bewerberinnen, aber da war niemand zu sehen. Sie waren die einzigen Gäste. Auf weichen, an der Wand stehenden Sitzkissen sollten sie Platz nehmen.
Beide blieben noch stehen. Glendas Gefühl verstärkte sich. Etwas barsch fuhr sie Brunai an. »Können Sie mir sagen, Mister, was das hier soll?«
»Pardon, ich verstehe Sie nicht.«
»Wo sind die anderen?«
»Welche?«
Glenda atmete lauter als gewöhnlich. Entweder wollte sie der Kerl auf den Arm nehmen oder er wusste wirklich nichts. »Hören Sie, ich rede von den anderen Schülerinnen.«
Brunai lachte unecht, als er seinen Ring betrachtete, der auf dem kleinen Finger steckte und einen grünen, viereckigen Stein besaß. »Da müssen Sie sich noch gedulden. Sie sind die Ersten.«
»Und das sollen wir Ihnen glauben?«, fragte Jane.
Der Araber hob die Schultern. »Ja, was sonst?« Er lächelte, aber schleimig, wie die Frauen meinten.
»Es ist noch etwas früh. Bestimmt kommen noch mehr Frauen.«
»Und wir kommen wieder, wenn die hier sind.«
Glenda wollte sich abwenden, aber Brunai legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich bitte Sie, seien Sie doch nicht so voreilig. Es wird alles klappen, das können Sie mir glauben.«
»Nein, wir…«
»Wollen Sie sich nicht einmal den Tanz anschauen? Damit Sie wissen, was auf Sie zukommt?«

Glenda drehte sich aus dem Griff des Mannes und blickte Jane fragend an. Die Detektivin nickte.

»Okay, Mr. Brunai, wir bleiben für die Dauer eines Tanzes.«

»Ja«, sagte er, »das finde ich gut. Das ist wirklich ausgezeichnet. Ich darf Ihnen dazu gratulieren.«

Er deutete auf die Sitzkissen. »Die sind außerordentlich bequem. Sie werden sich wohl fühlen. Darf ich Ihnen etwas zu trinken bringen? Mokka oder Tee?«

»Im Moment nichts.«

»Das gilt für beide«, bestätigte Glenda, bevor sie sich setzte. Jane nahm direkt neben ihr Platz. Beide hörten, wie Brunai in die Hände klatschte. Die Tänzerin auf der beleuchteten Fläche schaute zu ihnen herüber. Der Mund zeigte noch immer das breite Lächeln. Brunai redete sie in einer Sprache an, die keine der beiden Mädchen verstand. Aber die vollschlanke Tänzerin nickte.

»Sie wird die einfachen Anfängerbewegungen vorführen«, erklärte Brunai. »Sie können dabei zuschauen und wenn Sie sich trauen, es ihr nachmachen.«

»Mal sehen.«

»Ich darf mich zurückziehen?«

»Das ist uns egal!«, erklärte Jane.

Brunai verbeugte sich. Er ging lautlos, und Glenda schüttelte ihren gesamten Körper durch.

»Hast du was?«

»Dieser Brunai bereitet mir körperliches Unbehagen, Jane. Ich kann einfach nichts dagegen tun, verstehst du?«

»Ja, mir ergeht es ähnlich.«

Glenda wollte noch etwas sagen, schwieg jedoch, weil die fremdartige Musik an Lautstärke zunahm, die Tänzerin ihr langes Haar zurückschleuderte, das im nach unten fallenden Licht wie Fett glänzte, und begann, mit den Hüften zu kreisen.

Auf dem Stoff schimmerten die Perlen. Er selbst bestand aus einem glänzenden Material, das einen Stich ins Grüne hatte, an vielen Stellen auch blau changierte. Der Bauchnabel lag frei. Dicht über dem Becken spannte sich der Rand der Hose mit den ausgestellten Beinen. Im Nabel selbst schimmerte eine Glasperle.

Die Frau tanzte. Sie hielt den Kopf nach vorn gebeugt, konzentrierte sich auf die einfachen Bewegungen, die besonders die Beine betrafen, aber auch die Hüften und den Bauch.

Es war schon bewundernswert, wie sich die Frau bewegen konnte, und auch die Musik empfanden die Besucherinnen nicht mehr als fremd und störend. Sie passte einfach dazu.

Während des Tanzes wechselte die Farbe des Lichts. Manchmal fiel es als heller Schleier nach unten, dann wiederum nahm es einen

rötlichen Schein an, manchmal auch einen blauen, der sich wie ein Zeltdach über sie legte.

In den ersten Minuten des Tanzes hatte die Frau ihre Arme kaum bewegt. Das änderte sich, als sie den Rücken zurückdrückte, die Arme hob, die Hände bewegte, sodass die Finger wirkten wie Schlangenkörper und sich im plötzlichen Wechselspiel zwischen Licht und Schatten ins Unendliche verlängerten.

Glenda Perkins hatte ihr anfängliches Misstrauen zurückgedrängt, weil der Tanz dieser Frau sie doch faszinierte. Auch Jane war von den geschmeidigen Bewegungen in den Bann geschlagen worden. Die Frau schien überhaupt keine Knochen zu haben. Der Vergleich mit einer Schlange oder einer weichen Spirale fiel Jane ein und sie erkundigte sich flüsternd bei ihrer Freundin.

»Gut, nicht?«

»Und ob. Schaffen wir das auch?«

»Nach zwei Jahren vielleicht.«

Man konnte Brunai und seiner Bauchtanzschule gegenüberstehen, wie man wollte, eines jedoch war ihm nicht abzusprechen. Er hatte es mit wenigen Mitteln geschafft, in diesen Hinterhof im Stadtteil Paddington eine orientalische Atmosphäre hineinzuzaubern, die einfach jeden in ihren Bann schlagen musste.

Die Frauen gewöhnten sich an die Klänge. Sie stellten zudem fest, dass sie sich selbst im Rhythmus dieser Musik bewegten, obwohl sie auf den Sitzkissen hockten.

Sehr langsam schwangen sie ihre Oberkörper von einer Seite zur anderen, gerieten dabei in pendelnde Bewegungen und versuchten, die Tänzerin nachzuahmen.

Es war schwierig, bei ihnen sah es steif und eckig aus. Gestört wurden sie nicht. Auch Brunai ließ sich nicht blicken, dennoch veränderte sich etwas.

Die misstrauische Glenda Perkins merkte es zuerst, und Jane hörte, wie ihre Freundin schnupperte.

»Hast du was?«

»Ich weiß nicht so recht.« Glenda drehte den Kopf nach rechts, dann nach links. »Ich habe nur den Eindruck, als hätte sich hier im Raum etwas verändert.«

»Kann ich nicht sagen. Was meinst du damit?«

Glenda hob die Schultern. »Okay, äußerlich ist alles gleich geblieben, aber der Geruch scheint mir ein anderer geworden zu sein. Er - er ist intensiver geworden.«

Jane schaute sie an, runzelte die Brauen, schnupperte. Gespannt wartete Glenda auf eine Antwort, und Jane enttäuschte sie nicht, als sie nickte.

»Ja, kann sein.«

»Was bedeutet das?«
»Weiß ich auch nicht. Es muss an den Gewürzen liegen, an diesen Gerüchen. Sie sind mir zu scharf - oder nicht?«
»Meine ich auch«, gab Glenda zu. Sie holte tief Luft, bevor sie über ihre Stirn wischte. »Mir ist auch heiß geworden, ich schwitze. Etwas hat sich verändert. Außerdem fühle ich mich schwer wie Blei, taub, als würden an meinem Körper Gewichte hängen.«
»Jetzt übertreibst du.«
»Nein, Jane, ich…«
Glenda wollte es wissen und aufstehen. Sie schwang ihren Oberkörper nach vorn, kam aber nicht auf die Füße, weil sie einfach keine Kraft in den Beinen hatte, und sank wieder zurück.
»Was ist denn?«
Glenda lachte, obwohl sie es nicht wollte. »Verflixt, Jane, es geht nicht. Sorry, aber ich schaffe es einfach nicht, auf die Beine zu kommen.«
»Das ist doch unmöglich.«
»Versuche du es.«
Jane wollte aufstehen, daran allerdings hinderte sie die Tänzerin. Ob Zufall oder nicht, sie jedenfalls verließ den Lichtkreis und bewegte sich in einem schon unanständig wirkenden Rhythmus auf die beiden Zuschauerinnen zu.
In gewissen Intervallen schob sie ihr Becken vor, drückte es wieder zurück, schob es vor und zeigte ihnen gleichzeitig ihre offenen Handflächen, denn die Arme machten die gleichen Bewegungen mit.
Das Ablenkungsmanöver gelang, beide dachten nicht mehr daran, sich zu erheben.
Übergroß kam ihnen die Bauchtänzerin vor. Ihr Gesicht war zu einer zuckenden, tanzenden, sich bewegenden, stark geschminkten Maske geworden, in der die Augen wie große Kugeln saßen und sich zu drehen schienen, als wären sie Kreisel.
War das normal?
Die Bauchtänzerin ließ den Mund offen, änderte jedoch die Breite, denn sie spitzte ihn, und ein Zischen drang daraus hervor. Jane und Glenda begriffen das nicht, es musste irgendein Zeichen sein, das sie ihnen womöglich geben wollte.
Bis sie endlich merkten, dass dieses Geräusch nicht aus dem Mund der Tänzerin drang, war es zu spät.
Da spürten sie bereits die Wirkung des Gases, das beide eingeatmet hatten.
Die Frau vor ihnen bewegte sich zurück. Sie berührte dabei nicht den Boden. Ihr Körper veränderte sich auf eine groteske Art und Weise, bis er eine flaschenförmige Form angenommen hatte und mit dem Kopf beinahe die Decke erreichte.

Das Gesicht bestand aus langen Farbspiralen, die sich ineinander drehten. Der Mund war ein dunkelroter, verzerrter Fleck und glich einer Wunde, aus der Blut quoll.

Jane fiel nach links, sie berührte Glenda, die etwas sagen wollte, aber ihre Zunge war schwer.

»Wir müssen raus!«, keuchte Jane. »Das ist - ist doch eine Falle, Glenda. Du hast Recht gehabt. Steh auf...«

»Ka - kann nicht...«

Jane Collins wollte sich erheben. Plötzlich brach ihr der Schweiß aus. Einfach aufzustehen und wegzulaufen war für sie nicht mehr möglich.

Der gesamte Raum veränderte sich zu einem schwankenden Floß. Seine Mauern wichen in die Tiefe zurück, vereinigten sich mit der Fläche, die aus einem grellen Farbspektrum bestand, auf dem sich der Körper der Tänzerin geschmeidig bewegte.

Sie wussten jetzt, was das Zischen für eine Bedeutung gehabt hatte. Gas war in ihre Nähe geströmt und hatte sie gelähmt, ihren eigenen Willen ausgeschaltet und ihnen einen andern aufgezwungen.

Obwohl sich beide gegenseitig unterstützten, gelangten sie nicht auf die Beine. Es sah schon lächerlich aus, wie sie immer wieder zurückfielen, auf den weichen Kissen landeten, sich herumrollten und abermals einen erneuten Anlauf versuchten.

Es hatte keinen Sinn.

Die Schwäche hatte ihre Körper erfasst und sie völlig verändert.

Es dauerte eine Weile, bis die Frauen merkten, dass die Musik nicht mehr spielte. Ihnen war die Stille nicht gleich aufgefallen, denn in ihren Köpfen bestand das Summen noch immer.

Brunai bemerkten sie erst, als der Mann dicht vor ihnen stand, seinen Oberkörper nach unten beugte und dabei wirkte wie ein gewaltiger Schatten, der alles andere überdecken wollte.

Mühsam und sich aneinander festklammernd schauten sie hoch.

Brunais Gesicht bewegte sich. Es war für sie zu einer ekligen Fratze geworden.

Denken konnten sie nicht, allerdings hören, und die Stimme erreichte sie wie aus einer weiten Ferne, über Meilen hinweg, wobei das Flüstern noch in ihren Köpfen nachklang.

»Danke, dass ihr in die Falle gelaufen seid. Es ist einfach wunderbar, wie einfach so etwas verläuft. Man wartet bereits auf euch. Nicht hier, sondern in Marokko, in einem Harem. Der Sultan hat euch gesehen, er will euch kaufen.«

Brunai hatte die Worte klar gesprochen. Nur schafften es Glenda und Jane kaum, den Sinn zu erfassen. Sie schwankten, sie wollten die Arme ausstrecken, doch nicht einmal einen brachten sie in die Höhe.

Brunai lachte sie wegen ihrer Schwäche laut und scharf aus. Und in dieses Lachen hinein zerplatzte für sie die Welt.

Plötzlich flogen sie weg, stießen in das All hinein, in eine Schwärze, die sie nicht mehr loslassen wollte.

Der Mann vor ihnen schaute zufrieden auf die beiden leblosen Körper, die auf den Sitzkissen zusammengesunken waren. Ihm hatte das Gas nichts ausgemacht.

Mit gemessenen Schritten ging er weg, um Teil zwei des großen Plans in die Tat umzusetzen.

Marokko, der Sultan und der Harem warteten auf Nachschub…

***

Uns hatte das plötzliche Verschwinden der beiden Frauen wie ein brutaler Hammerschlag getroffen.

Zuerst hatten wir es nicht glauben wollen, aber es gab nichts daran zu rütteln. Glenda Perkins und Jane Collins waren nicht mehr da.

Lady Sarah half uns. Sie wusste, dass Jane und Glenda eine Bauchtanzschule besuchen wollten, nur konnte sie nicht sagen, wo sich die befand.

»Leider gibt es davon viele«, sagte sie.

»Überlege doch bitte.«

»Nun ja…« Die Horror-Oma verdrehte vor lauter Nervosität die Perlen der Ketten zwischen ihren Fingern. »Das ist wirklich nicht einfach. Es gab da eine Postwurfsendung, diese Reklameblätter, ihr versteht?«

»Wo ist es?«, fragte Suko.

»Wenn ich das wüsste.«

»Hat Jane es weggeworfen?«

»Kann sein, John. Ich habe sie nicht danach gefragt.«

»Dann sollten wir ihr Zimmer durchsuchen.«

Bei Jane wollte ich anfangen und später in Glendas Wohnung nachforschen.

Beide Frauen waren tags zuvor verschwunden. Jetzt hatten wir bereits späten Nachmittag, und erst vor gut zwei Stunden hatte uns Lady Sarahs Alarmruf erreicht.

Uns war es auch spanisch vorgekommen, dass sich Glenda nicht gemeldet hatte, weil sie nicht zum Dienst erschienen war. Das war sonst wirklich nicht ihre Art.

Von Sarah Goldwyn, die jetzt die Tür zu Janes Zimmer in der ersten Etage aufdrückte, wussten wir, dass beide Frauen zusammen diese Bauchtanzschule besuchen wollten. Wenn sie dort tatsächlich eingetroffen waren, hatte man sie auch zusammen geschnappt.

Gekidnappt, entführt, irgendwohin. Um uns zu erpressen. So jedenfalls stellte ich es mir vor.

Janes Zimmer zeigte die ordentliche Unordnung, wie ich sie auch mochte. Es war alles übersichtlich angeordnet, aber längst nicht

perfekt. Zu dritt begaben wir uns auf die Suche, und wir schauten wirklich überall nach. Unter dem Bett, in den Schubladen des Schreibtisches, in den Regalen, sogar das Bad ließen wir nicht aus. Ohne Erfolg.

Kein Hinweis auf die verdammte Bauchtanzschule, nicht die geringste Spur bekamen wir zu sehen und schauten uns nach fast einer halben Stunde vergeblicher Sucherei mehr als betreten an.

»Ist dir nichts eingefallen in der Zwischenzeit, Sarah?«

Die Horror-Oma zog ein gequältes Gesicht, was mir eigentlich schon Antwort genug war. »Leider nein, John.« Sie hob die Schultern und wischte eine Träne weg. »Ich habe sie zuvor noch gewarnt, aber Jane konnte nicht hören, ebenso wenig wie Glenda. Da waren sie stur.«

»Stimmt, John«, sagte Suko. »Uns haben sie auch nichts davon erzählt, dass sie es mit Bauchtanz versuchen wollten.«

Ich ballte die rechte Hand zur Faust. »Sollte vielleicht eine Überraschung werden.«

»Die zu einem Schuss in den Ofen wurde.«

»Bleibt nur noch Glenda.«

Lady Sarah war skeptisch. »Meinst du denn, John, dass ihr bei ihr mehr Erfolg haben werdet?«

»Wir müssen es versuchen. Ansonsten bleibt uns nichts anderes übrig, als sämtliche Londoner Bauchtanzschulen abzuklappern und dort unsere Fragen zu stellen.«

»Was natürlich dauern wird«, sagte Suko.

»Und vielleicht zu spät sein kann«, murmelte Lady Sarah. »Je nachdem, wer hinter der Entführung der beiden steckt.«

Von einem normalen Kidnapping brauchten wir nicht erst auszugehen, das war uns klar. Wir besaßen kein Geld, das erpresst werden konnte. Wenn sich jemand an den beiden Frauen vergriff, dann steckten dahinter magische Motive.

Es gab zahlreiche Gegner, die sich die Hände rieben, wenn sie dem Sinclair-Team eine Niederlage zufügen konnten.

Lady Sarah brachte uns nach unten und bis zur Tür. Ihre Wangen zuckten. Verlegen hob die Horror-Oma die Schultern. »Es - es tut mir so Leid, aber Jane Collins ist erwachsen. Ich kann nicht immer auf sie Acht geben, als wäre sie nur mehr ein Kleinkind, wenn ihr versteht.«

»Natürlich. Dir macht keiner einen Vorwurf. Wir sagen dir Bescheid, wenn wir eine Spur gefunden haben.«

»Danke.«

Sarah Goldwyn schaute uns nach, wie wir zu dem abgestellten Rover gingen, der eine Lücke zwischen zwei Bäumen ausfüllte. Unsere Gesichter waren sehr ernst. Wir beide beschäftigten uns mit den gleichen Gedanken, ohne darüber zu reden. Erst als ich den Zündschlüssel ins Schloss steckte, fragte Suko: »Wie siehst du die

Chance?«
»Mies.«
»Deine ehrliche Meinung?«
»Sicher.« Ich rollte auf die Fahrbahnmitte und schaltete höher. »Dahinter steckt Methode, Suko, das kann ich dir sagen. Und es war auch keine Entführung, die aus der Blitzidee des Augenblicks geboren wurde. Sie war genau geplant und von langer Hand vorbereitet worden. Das schafft man nicht auf die Schnelle.«
»Und wer?«
»Frag mich was Leichteres, Alter.«
Suko schüttelte den Kopf. »Mir will das nicht so recht in den Sinn. Bauchtanz - was hat das mit Magie zu tun?«
»Keine Ahnung.«
»Wenn ja, dann mit orientalischer. Es muss also jemand anderer dahinter stecken, als einer unserer alten Bekannten. Ein mächtiger Dschinn, was weiß ich alles.«
»Hast du dem mal auf die Zehen oder sonst wohin getreten?«
»Nicht, dass ich wüsste.«
»Eben, ich auch nicht.«
»Was folgerst du daraus?«
»Im Prinzip nichts. Es hat einfach für mich keine Logik. Da ist irgendwas aus dem Ruder gelaufen.«
»Nur für uns.«
»Wir werden sehen.«
Wir schoben uns durch den Londoner Verkehr und atmeten zunächst einmal auf, als wir das Ziel - Glendas Wohnung - erreichten und auch einen günstigen Parkplatz fanden.
Ich besaß einen Schlüssel, denn auch Glenda lebte gefährlich. Es war schon mal versucht worden, sie zu entführen. Seit dieser Zeit konnte ich immer in das Haus.
Der Flur war dunkel. Kinder hatten Kritzeleien an die Wände geschmiert. Uns begegnete keiner, als wir hoch in den ersten Stock stiegen. Mein Schlüssel kratzte im Schloss, dann betraten wir eine leere Wohnung. Man merkte irgendwie beim Eintreten schon, ob sich jemand in der Wohnung aufhält oder nicht.
Hier war keine Person vorhanden. Die Räume präsentierten sich menschenleer. Nur ein Hauch des Parfüms, das Glenda so liebte, hing noch wie eine letzte Erinnerung in der Luft.
Wir teilten uns die Zimmer ein. Ich nahm mir den Wohnraum vor, Suko durchsuchte die Küche.
Obwohl ich Glenda gut kannte, gefiel es mir überhaupt nicht, ihre Wohnung zu durchschnüffeln.
Aber es war die einzige Chance, um eine Spur zu finden.
Weder in dem Kommodenschrank noch in den Regalen entdeckte ich

einen Reklamezettel.
»John, komm her!«
Sukos Ruf erreichte mich aus der Küche. Als ich in der offenen Tür stand, sah ich sein triumphierendes Gesicht. Mit der rechten Hand schwenkte er einen Zettel.
»Das ist er.«
»Wo hast du ihn gefunden?«
Suko deutete auf den eingebauten Abfalleimer, dessen Deckel noch hoch stand. Mein Freund hatte den Reklamezettel aus dem Eimer geholt und ihn wieder glatt gestrichen.
Er legte ihn auf die Arbeitsplatte.
Wir beugten uns gemeinsam nach vorn und lasen ihn.
Die schwarzen Buchstaben waren auf hellem Papier gedruckt. Es gab keinen Unterschied zu den anderen Briefkastenwürfen, niemand hätte Verdacht schöpfen können.
Wichtig allein war die Adresse.
»Paddington«, flüsterte ich. »Die Bauchtanzschule ist in Paddington.«
»Worauf wartest du noch?«, fragte Suko und knüllte den Zettel wieder zusammen, bevor er in seiner rechten Jackentasche verschwand.
Ich rannte zur Tür, dann durch den kleinen Flur und zerrte die Haustür auf.
Den Schatten sah ich wie einen tanzenden Irrwisch. Durch meinen Kopf schoss ein Alarmsignal.
Im nächsten Augenblick raste etwas auf mich zu, traf mit einem hörbaren Aufprall meine Stirn. Ich schmeckte Blut, torkelte zurück und erhielt einen heftigen Stoß, der mich zu Boden beförderte.
Wie durch einen Filter gedämpft hörte ich die raue Stimme. »Keine Spuren, nimm das Messer, Effara!«

***

Suko hatte seinen Freund schon vorlaufen lassen und warf einen letzten Blick durch die Wohnung, bevor er ihm in Richtung Flur folgte.
Noch im Wohnraum hörte er die fremden und auch verdächtigen Geräusche. Einen Aufprall, ein Stöhnen, danach ein Fall.
Da stimmte etwas nicht.
Suko ging blitzschnell vor. Er presste sich gegen die Wand in den toten Winkel dicht neben der Tür.
In den nächsten Sekunden geschah nichts, nur der Inspektor zog so gut wie lautlos seine Beretta hervor. Die Worte der fremden Stimme aber hörte er genau.
»Keine Spuren! Nimm das Messer, Effara!«
Das war für Suko Warnung genug. Er huschte in den Flur und sah die

beiden arabisch aussehenden Männer. Der eine trug einen Schlagstock, mit dem er John niedergeschlagen hatte, der andere hielt einen Krummdolch in der Hand, stach aber nicht zu, sondern drehte den Kopf, als er Suko wie einen Geist erscheinen sah.

Der Kerl mit dem Schlagstock warf sich auf Suko zu. Der Inspektor hörte das Pfeifen der mit Leder überzogenen Waffe, als sie in seine Richtung pfiff, trat dem Kerl gegen die Brust und hämmerte im nächsten Augenblick mit der Beretta zu.

Der Schlagstock streifte nur Sukos Ärmelstoff. Er hatte besser gezielt. Vor seinen Füßen brach der Mann mit dem strichdünnen Bart auf der Oberlippe zusammen.

Nun erst kam Bewegung in seinen Kumpan. Blitzschnell wechselte er das Messer von der Linken in die Rechte. Über den regungslos am Boden liegenden John Sinclair stach er zu.

Schlangengleich sah Suko die Spitze auf sich zufahren. Noch in der Bewegung erwischte er die Hand des anderen Mannes, schleuderte dessen Messerarm in die Höhe und kam mit einem Handkantenschlag durch. Der heimtückische Messerstecher zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen, röchelte, fiel gegen die Wand und sackte zusammen, weil seine Knie weich geworden waren.

Suko hatte ihn an einer empfindlichen Stelle getroffen. Er nahm dem Mann das Messer weg, durchsuchte auch den anderen nach Waffen und fand noch eine kleine Gaspistole.

Danach schleifte er die beiden in den Wohnraum. Auf dem Teppich blieben sie liegen. Sekunden später waren sie mit einer stählernen Acht gefesselt.

Als Suko den Flur betrat, schaute er mich an, denn ich war dabei, mich aufzurichten. Auf meiner Stirn brannte es. Dort hatte der Schlagstock die Haut aufgerissen und eine kleine Wunde hinterlassen.

Ich lehnte mit dem Rücken an der Wand, hielt meinen Kopf, schaute mich um und suchte die beiden Männer. »Habe ich - habe ich das alles geträumt?«

»Nein, John, sie sind im Wohnraum.«

»Du hast sie…?«

Suko nickte bescheiden. »Ja, ich habe sie. Ich konnte den Moment der Überraschung ausnutzen. Es war einfach.« Er streckte mir die Hand entgegen. »Kannst du aufstehen?«

»Mal sehen.«

Mit Sukos Hilfe klappte es. Auch mein Gedankenapparat funktionierte wieder. Als ich Suko anschaute, verzog dieser seine Lippen zu einem breiten Lächeln. »Die beiden Typen werden gekommen sein, um Spuren zu verwischen. Sie haben wahrscheinlich das Gleiche gesucht wie wir.«

»Das denke ich auch.« Ich schloss die Augen, senkte den Kopf und

fluchte leise, bevor ich Sarah Goldwyns Namen aussprach. »Himmel, auch sie ist in Gefahr.«

»Vorausgesetzt, sie waren schon bei ihr.«

»Ruf sie an, Suko.«

Der Inspektor ließ mich allein und verschwand im Wohnraum, wo das Telefon stand. Ich folgte ihm langsamer. Irgendwo hatte ich leichte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht.

Die beiden Araber lagen auf dem Teppich. Suko telefonierte. Seine Worte hörten sich beruhigend an. Ich ließ mich in einen Sessel fallen und schaute zu, wie mein Partner auflegte. »Glück gehabt, John, Lady Sarah hat noch keinen Besuch erhalten.«

»Dann werden sie es hier zuerst versucht haben.«

»Das denke ich auch.«

Ich deutete auf den Bewusstlosen. »Wie fest hast du eigentlich zugeschlagen?«

»Mittelschwer.«

»Das reicht, um sie länger in diesem Zustand zu lassen.«

»Zu lange?«

»Befürchte ich.«

»Ich werde es ändern.« Suko verschwand in der Küche. Ich hörte das Wasser rauschen. Wenig später kehrte er mit zwei unterschiedlich großen Gefäßen zurück.

Eines bekam ich, trank es fast leer und lehnte mich zurück, die Augen halb geschlossen.

Rücksicht auf Glendas Teppich nahm Suko nicht, als er das Wasser über die Gesichter der beiden Kerle verteilte, um sie mit dieser Radikaltour aus ihrer Bewusstlosigkeit zu holen.

Als es nicht reichte, schlug er gegen ihre Wangen. Der Mann mit dem dünnen Oberlippenbart öffnete seine Augen als Erster. Er war wesentlich breiter und schwerer als sein Kumpan, der altersmäßig bestimmt zehn Jahre weniger zählte und sich eine Krause in sein dunkles Haar hatte drehen lassen.

Als der Typ merkte, dass man ihn an seinen Freund gefesselt hatte, fing er an zu fluchen. Den kehligen Lauten nach in einer arabischen Sprache. Türkisch war es nicht, denn da kannte ich durch Yakup Yalcinkaya einige Brocken.

»Verstehst du kein Englisch?«, fragte Suko. Er warf mir gleichzeitig zwei Tabletten zu, die er in der Küche gefunden hatte. Sie würden die ersten Kopfschmerzen bekämpfen.

Der Mann schwieg. Er lag auf dem Rücken und funkelte Suko böse an. Der Inspektor gab den Blick ebenso kalt zurück, was den anderen merklich einschüchterte, denn er drehte den Kopf zur Seite, um in eine andere Richtung zu starren.

Ausweise trugen beide nicht bei sich, wie Suko nach einer raschen

Durchsuchung feststellte. Sie waren nur bewaffnet gewesen. Ich hatte die Tabletten mittlerweile geschluckt, hielt mich aber zurück, was die Befragung des Kerls anging, der plötzlich Englisch konnte, wenn auch mit einem starken Akzent.

»Was wolltet ihr in dieser Wohnung?«

»Nichts, einbrechen.«

»Das ist alles?«

»Ja.«

»Okay - eure Namen?«

»Haben wir vergessen.«

Suko hob die Schultern. »Pech, beim Yard werden wir herauskriegen, was wir wissen wollen.«

»Scotland Yard?«

»Sie haben richtig gehört.«

»Wieso denn? Was hat Scotland Yard mit einem einfachen Einbrecher zu tun?«

Suko lächelte kühl. »Im Prinzip nicht viel, da stimme ich Ihnen schon zu. Nur sind mein Kollege und ich Yard-Beamte, und da sieht es wieder ganz anders aus.«

»Ach so…«

»Geht Ihnen jetzt ein Licht auf?«

»Ich weiß nichts. Wir wollten einbrechen.«

»Hm.« Suko nickte und holte den Zettel hervor. Er ging dabei in die Knie. Vor den Augen des Mannes breitete er ihn aus. »Sagt Ihnen der vielleicht etwas?«

Ich hatte die Reaktion des Mannes genau beobachtet. Mir war auch nicht das Zucken seiner Augenlider entgangen, ein Beweis für seine Enttäuschung und auch dafür, dass wir mit unserer Vermutung genau ins Schwarze getroffen hatten.

»Nun?«

»Das ist ein Zettel.«

»Stimmt, Meister. Es ist eine Reklame für eine Bauchtanzschule. Kann es sein, dass ihr sie kennt?«

»Nein.«

Suko erhob sich wieder. Er faltete diesmal den Wisch sorgfältig zusammen, bevor er ihn einsteckte.

»Ich finde überhaupt nicht gut, dass Sie lügen.«

»Wer sagt denn…?«

»Hör auf!«, fuhr Suko ihn an und bewegte sich auf das Telefon zu. Er handelte auch in meinem Sinn. Es hatte keinen Zweck, sich länger mit dem Mann abzugeben, der würde sich eher die Zunge abbeißen, als auszupacken.

Mein Freund rief die Kollegen an, damit diese die Typen abholten.

Die Tabletten waren von der schnellen und durchschlagenden Sorte

gewesen. Ich merkte bereits den Erfolg. Als ich den Mann ansprach, drehte er den Kopf.

»Hören Sie, ich möchte wissen, ob Ihnen die Namen Glenda Perkins und Jane Collins etwas sagen.«

»Nein!«

»Tatsächlich nicht?«

»Ich sagte schon…«

»Und ich sage Ihnen, dass Sie sich hier in der Wohnung dieser Glenda Perkins befinden.«

»Das wusste ich nicht.«

»Ach - dann schauten Sie auch nicht zufällig auf das Klingelschild hier an der Tür?«

»Nein, nicht.«

»Wie schön«, murmelte ich. Ich schüttelte den Kopf und stand auf. Aus der Küche holte ich mir ein frisches Glas Wasser und schaute aus dem Fenster, wo der Himmel bleigrau über der Riesenstadt an der Themse hing.

Ein etwas trauriger Anblick für den ersten Sommermonat Juni. Trauer durchwehte auch mich, wenn ich an das Verschwinden der beiden Frauen dachte. Ich hatte über die beiden Einbrecher nachgedacht, die zu den eiskalten Typen gehörten. Wenn Glenda und Jane derartigen Personen in die Hände gefallen waren, sah es böse aus.

Nur hatte ich in der Wohnung bisher keine schwarzmagischen Motive entdecken können. Das wiederum ließ mir keine Ruhe. Aus eigenem Antrieb hatten sie bestimmt nicht gehandelt, denn dies widersprach meinen Erfahrungen. Wir durften sie auch nicht telefonieren lassen, niemand sollte gewarnt werden.

Die Zeit zog sich in die Länge. Wenn man auf etwas wartet, was nicht sofort eintritt, kann man nervös werden. Mir erging es nicht anders. Mit dem Typen zu reden hatte keinen Sinn. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben und die Augen geschlossen.

Kismet hieß das wohl.

Endlich schellte es. Suko ging hin, um die Haustür unten aufzudrücken. Wenig später waren die Kollegen da. Zu viert verteilten sie sich im Wohnzimmer.

Suko gab ihnen entsprechende Instruktionen. Er sagte ihnen auch, dass keiner der beiden telefonieren dürfte, bis wir grünes Licht gegeben hatten.

»Ist gut, Sir.«

Beim Hinausgehen lachte der Mann mit dem dürren Oberlippenbart scharf auf. So scharf, dass ich zu ihm ging und seinen Hemdkragen umdrehte. »Was ist los?«

»Verloren«, flüsterte er. »Ihr habt verloren, ihr verdammten

arroganten Europäer.« Danach spuckte er vor mir zu Boden und ließ sich widerstandslos abführen.

Mir aber gingen seine eindringlich gesprochenen Worte nicht aus dem Kopf. Wahrscheinlich entsprachen sie der Wahrheit.

***

Tief in ihrem Unterbewusstsein hatten sie das Dröhnen und Brummen gehört, es aber nicht genau wahrnehmen können, weil ihr körperlicher und auch geistiger Widerstand durch dieses einmal eingeatmete Gas ausgeschaltet worden war.

Jane und Glenda waren danach wieder in den Zustand der Lethargie gefallen und konnten sich an nichts erinnern. Erst später wurden sie wach, da tasteten sie ihre stockdunkle Umgebung ab und stellten fest, dass sie dicht nebeneinander lagen.

Eingepfercht und eingesperrt in einen schmalen Behälter, der sie an einen Sarg erinnerte.

Atemluft bekamen sie, denn die strömte durch einen Schlauch oder ein Ventil in das Gefängnis.

Es dauerte eine Weile - zeitlich nicht abzuschätzen -, bis beide Frauen so weit waren, um sich unterhalten zu können. Sie verloren nicht die Nerven, keine schrie los oder trommelte mit den Händen gegen den Deckel der Kiste, sie blieben auch in dieser Situation ziemlich ruhig, und Jane Collins war es, die zunächst einmal auf das Leuchtzifferblatt ihrer Armbanduhr schaute.

»Das darf nicht sein«, hörte Glenda ihr Flüstern.

»Was ist denn?«

»Meine Güte, wir sind einen Tag unterwegs. Oder sogar noch länger. Das ist Wahnsinn.«

Glenda merkte, wie ihr Herz schneller schlug. Dass es Jane kaum anders erging, hörte sie an deren heftigem Atmen. Mit dieser Tatsache mussten sie erst einmal fertig werden. Jede dachte über einen Ausweg nach, doch es fand sich keiner.

»Hier kommen wir nicht mehr raus!«, stellte Glenda fest. »Zumindest nicht aus eigener Kraft.«

»Das stimmt.«

»Und wer, zum Henker, hat uns entführt, Jane? Wer steckt dahinter? Kannst du mir das sagen?«

»Nein. Bestimmt nicht dieser Brunai, der war nicht mehr als ein Mitläufer.«

»Also ein anderer. Geld ist bei uns nicht zu holen. Da bleibt nur eine Möglichkeit.«

»Ich weiß, Glenda. Ein schwarzmagischer Feind, der nicht nur uns treffen will, sondern auch John.«

»Den vor allen Dingen.«

Das wollte Jane nicht in den Kopf. »Wenn sie nur ihn treffen wollen, weshalb geben sie sich eine derartige Mühe und schaffen uns irgendwohin. Kannst du mir das sagen?«

»Hat man uns denn irgendwohin geschafft?«

»Das will ich doch meinen. Oder kannst du dich nicht an das ferne Brummen und Dröhnen erinnern?«

»Stimmt. Ein Flugzeug.«

»Glaube ich auch«, flüsterte Jane.

»Und jetzt liegen wir hier. Regungslos, still. Als hätte man uns irgendwo abgestellt.«

»Sie warten ab.«

Glenda räusperte sich. »Ich habe meine Handtasche nicht mehr. Wie steht es mit dir?«

»Ich bin auch nackt.«

»Ohne Werkzeug oder Waffe können wir uns aus dieser verdammten Klemme nicht befreien.«

Als Antwort hob Jane Collins die Hand und schlug gegen den Widerstand über ihren Köpfen. Es entstand ein dumpfes Echo, doch der Deckel saß verdammt fest auf dem Unterteil.

Glenda Perkins versuchte es mit Tritten, aber auch damit erreichte sie nichts. Nur das Holz vibrierte etwas, mehr nicht.

Es war so eng, dass sie einfach liegen bleiben oder ihre Körper schlangenartig verrenken mussten, um die Positionen so zu wechseln, dass sie mit den Köpfen dorthin gelangten, wo jetzt ihre Füße lagen. Es war nichts zu machen, nur das weiche Zischen erklang aus dieser Richtung, als Atemluft in ihr Gefängnis geblasen wurde. Das wiederum gab ihnen so etwas wie Hoffnung. Man wollte sie lebend und nicht ersticken lassen.

»Kannst du dir denn vorstellen, was sie mit uns vorhaben?«, fragte Glenda.

»Nein.«

»Ich denke immer an die Araber. Das deutet sicherlich in diese Richtung.«

»Und wie weiter?«

»Keine Ahnung. Da ist mein Vorstellungsvermögen beendet.«

»Oder willst du nicht darüber nachdenken?«, fragte Jane.

»Vielleicht auch das. Ja, kann sein.« Glenda räusperte sich. »Irgendwo ist es zu Ende, Jane. Da willst du nicht mehr denken.«

»Mir geht der Orient trotzdem nicht aus dem Sinn.«

»Meinst du, man hätte uns dorthin geschafft?«

»Ich rechne mit allem.«

Glenda atmete heftig. »Dann ist es aus, Jane. Dann sind wir verloren. John wird unsere Spur kaum finden.«

Jane Collins legte ihre Hand auf Glendas Hüfte, wo sie einen leichten

Druck ausübte. »Du solltest die Lage nicht zu pessimistisch sehen, Mädchen. Er hat schon manchmal den Teufel aus der Hölle geholt, wie man so schön sagt. Warte es ab.«

»Das versuche ich ja.«

Sie verstummten, denn durch das Holz waren Außengeräusche an ihre Ohren gedrungen.

Schritte!

»Das sind mehrere!«, flüsterte Jane. »Mindestens drei oder vier. Sie lassen uns bestimmt keine Chance.«

»Ich habe nur einen wahnsinnigen Durst«, sagte Glenda. »Ich wäre auch kaum in der Lage, mich zu wehren. Wenn ich den Arm hebe, habe ich das Gefühl, er wäre um das Doppelte schwerer geworden.«

»Frag mich mal.«

Die Frauen sprachen nicht mehr weiter, weil sie sich auf die Schritte konzentrierten.

Mit dumpfen Geräuschen näherten sie sich dem Gefängnis, als würden die Männer über Bohlen schreiten. Plötzlich verstummten sie. Glenda stieß hörbar den Atem aus. »Die stehen direkt neben unserem Gefängnis, Jane.«

»Glaube ich auch.«

Sie hörten Stimmen. Verstehen konnten sie nichts von der kehlig klingenden Sprache.

»Arabisch«, stöhnte Glenda. »Ja, das ist arabisch. Jetzt stecken wir bis zum Hals in der Klemme.«

Jemand zog den Schlauch oder das Ventil aus der Öffnung, und ein schwacher Lichtschein sickerte in die große Kiste. Bevor die Frauen dazu kamen, sich mit der Umgebung vertraut zu machen, entstanden über ihren Gesichtern knirschende Geräusche, als sich jemand am Deckel zu schaffen machte.

Ob sie es wollten oder nicht, beide Frauen verkrampften sich. Sie hielten den Atem an, denn sie wussten, dass sich sehr bald etwas Entscheidendes ereignen würde.

Holz knirschte, als sich der Deckel vom Unterteil abhob. Licht drang in das Gefängnis.

Jane und Glenda starrten in die Höhe. Das Licht blendete sie nicht, aber was sie da sahen, beruhigte sie keinesfalls.

Vier bärtige Männergesichter starrten auf sie nieder. Die dunkle Haut ließ auf Araber schließen, wie auch die Kleidung, denn sie trugen die für Araber typischen Dschellabahs, die Gewänder, die bis zu den Knöcheln reichten.

Über die Köpfe hatten sie Tücher gebunden. Sie fielen bis in den Nacken, wo sie gegen die sengenden Strahlen der Sonne schützten. Der Mittlere von ihnen sprach Englisch. Bevor er etwas sagte, grinste er breit und ließ seinen Knoblauch-Atem in die Kiste wehen. »Ihr seid

schöne Frauen, sehr schön, wie geschaffen für ihn.«

»Das wissen wir selbst«, erklärte, Jane in einem Anfall von Mut. »Okay, Freunde, ich mache euch einen Vorschlag. Bis hierher war es Spaß, jetzt lasst ihr uns am besten laufen, bringt uns zur englischen Botschaft oder zu einem Konsulat, und für uns ist die ganze Sache vergessen. Ist das ein Vorschlag?«

Der Bärtige schüttelte unwillig den Kopf. Dann ballte er die Hand zur Faust. Es sah so aus, als wollte er sie in das Gesicht der Detektivin stoßen. Im letzten Augenblick riss er sich zusammen und bellte seinen Kumpanen die entsprechenden Befehle zu.

Darauf hatten sie nur gewartet. So schnell wie selten bewegten sie sich. Brutal wurde Glenda von den Männern in die Höhe gerissen, und diese nahmen auch keine Rücksicht darauf, wohin sie griffen. Die Frauen spürten die Pranken überall an ihren Körpern, und die Männer unterhielten sich noch über sie.

Schließlich wurden sie losgelassen. Der Anführer scheuchte die Männer zur Seite und stellte sich vor.

»Ich heiße Halef.« Seine Lippen waren im dichten Bartgestrüpp so gut wie nicht zu sehen.

»Na und?«, fragte Jane, die heftig atmete und einen hochroten Kopf bekommen hatte, ebenso wie Glenda.

»Ich werde die Karawane führen.«

Die Frauen schauten sich an. »Wie bitte?«, flüsterte Jane. »Was haben Sie gesagt?«

»Karawane. Ihr werdet in die Berge geschafft, wo man euch sehnlichst erwartet.«

»Und wer erwartet uns?«

Halef schaute Glenda an, weil sie die Frage gestellt hatte. »Der Sultan. Er will euch haben. Man hat ihm von euch erzählt. Er ist begeistert von euch beiden.«

»Das darf nicht wahr sein!«, hauchte Glenda. »Womöglich kommen wir noch in einen Harem.«

»So ist es!«, erklärte Halef nickend.

Die beiden Frauen hatten das Gefühl, als wäre ihnen der Boden nach dieser Eröffnung unter den Füßen weggezogen worden. In ihre Blicke kam Panik. Sie suchten nach einem Fluchtweg, aber sie befanden sich in einer Halle, die nur einen bewachten Ausgang hatte.

Die Luft drückte, sie war schwül und heiß, erschwerte das Atmen. Glenda dachte daran, was sie alles über Harems gelesen hatte. Über die Gärten der Lust, die von Eunuchen bewacht wurden, die ihrem orientalischen Potentaten sklavisch gehorchten.

Es hatte Tod und Terror in den Frauenhäusern gegeben, trotz des großen Luxus, denn ein Harem war im wahrsten Sinne des Wortes ein goldener Käfig.

Halef lächelte nur. Die Frauen waren so mit ihren Gedanken beschäftigt, dass sie nicht mitbekamen, wie einer der Männer Stricke an seinem Körper löste und sie wie Peitschen schwang.

Erst als Glenda an der Schulter getroffen wurde, schwang sie herum und zuckte zusammen.

Der Araber grinste. Er hielt einen Teil des Stricks gespannt zwischen seinen beiden Händen, und Halef nickte dazu. »So war es früher, so wird es heute wieder sein. Wer von den Frauen eine lange Strecke transportiert wurde, der musste gefesselt werden. Manche haben schon versucht, Selbstmord zu begehen. Das will ich euch nicht raten. Außerdem würde mir der Sultan durch seinen Haremswächter Mongo Pasha die Kehle durchschneiden lassen.«

»Wer ist Mongo Pasha?«, fragte Jane.

Der Bärtige wollte sich ausschütten vor Lachen. »Ihr werdet ihn noch kennen lernen, keine Sorge. Mongo Pasha ist der Vertraute des Sultans, er ist einmalig. Er fällt aus der Reihe. Jeder Filmregisseur wäre froh, ihn in seinen Reihen zu wissen.« Halef grinste in Vorfreude dessen, was den Frauen widerfahren würde. Dann gab er seinem Helfer einen Wink. Nur knapp bewegte er den Kopf.

Seinen Strick handhabte der Kerl wie der Cowboy das Lasso. Er warf ihn, und die Schlinge senkte sich gedankenschnell über Janes Kopf. Am Körper wurde sie sofort straff gezogen.

Glenda wollte noch weg. Nicht einmal bewusst gesteuert. Es geschah mehr aus einem Reflex heraus.

Nach drei Schritten hörte sie hinter sich das Pfeifen. Zwar duckte sie sich, aber die Schlange war schneller. Sie klatschte als schwarzes, dünnes Etwas gegen ihren Körper und wurde mit einem heftigen Ruck stramm gezogen.

Keine Schlange, sondern eine Peitsche, die sich um Glendas Hüften gewickelt hatte.

Der nächste Ruck zerrte sie zurück. Sie stolperte, fiel zu Boden und hörte das scheußliche Lachen.

Als der Fuß über ihrem Kopf schwebte, schloss sie die Augen und hörte auch Janes schrillen Schrei, der in einem Satz endete.

»Hört auf, verdammt!«

Der Araber trat nicht zu. Er hielt aber den kurzen Peitschengriff fest und zerrte Glenda auf die Beine. Sie bekam keine Luft mehr. Die Peitsche hatte sich doppelt um ihren Körper geschlungen und nahm ihr den Atem. Wie eine Betrunkene taumelte sie zur Seite. Der Mann, der den Griff festhielt, lachte kalt, bevor er sie mit einer wilden Bewegung auf Jane zuschleuderte. Die Detektivin war zwar gebunden, sie hatte aber noch ihre Hände frei und konnte Glenda abstützen.

Der dicke Strick reichte für zwei Personen. Mit nahezu artistischer Geschwindigkeit umwickelte der Kerl die Körper der gefangenen

Frauen und presste sie dabei in Höhe der Hüften zusammen, wobei sie die Beine noch bewegen konnten.

Halef begutachtete das Werk. Er nickte zufrieden, gab dabei Befehle, die von den Frauen nicht verstanden wurden. Sie spürten nur die Wirkung, denn der Mann zerrte am Strick und riss sie hinter sich her, als würde er zwei Tiere abführen.

Beide hatten genug über den Orient gehört. Dass dort sich zwar die Emanzipation an bestimmten Orten, besonders in den Großstädten durchgesetzt hatte, auf dem Lande jedoch war man noch nicht so weit. Da herrschte das reine Patriarchat, da hatten die Männer das Sagen.

Befreien konnten sie sich nicht, und sie unterhielten sich auch nicht, denn die drohenden Gesichter ihrer Entführer redeten eine deutliche Sprache.

Quer durch die Halle wurden die beiden Frauen gezogen, bis zu einer Tür, die ziemlich klein war und nicht so recht zu der eigentlichen Hallengröße passen wollte.

Mit dem rechten Fuß trat Halef sie auf.

Ein Viereck entstand, gefüllt mit gleißendem Licht. Es war das Sonnenlicht, das direkt auf den Eingang strahlte und diese blendende Fülle abgab.

Glenda und Jane waren gezwungen, die Augen zu schließen, denn die Sonnenstrahlen drangen wie Speere in ihre Augen und blendeten ungemein. Blind folgten sie dem Zug des Seils. Sie taumelten ins Freie, und ihre Schuhe wühlten den Staub auf, der in kleinen Wolken ihre Beine bis zu den Waden hoch umwehte.

Trotz der geschlossenen Augen merkten sie den Schatten, in den sie hineintraten. Es wurde auch sofort kühler, und sie nahmen gleichzeitig den fremden, sehr strengen Geruch wahr, der sie umgab.

Sie hörten das Klirren von Hufen, und Glenda öffnete die Augen als Erste.

Ein Kamel glotzte sie an. Dicht über ihren Köpfen schwebte der gewaltige Schädel des Kamels.

Da wusste Glenda, was ihnen bevorstand.

Neben ihr stöhnte Jane. »Das darf doch nicht wahr sein. Das ist der Albtraum meiner schlaflosen Nächte. Der Ritt auf einem Kamel. Verdammt noch mal…«

Das Ziel war unbekannt, aber sie brauchten nur an dem Tier vorbeizuschauen, wo sich eine ferne Bergkette schroff in den Himmel schob und unter der Glut der Sonne gräulich funkelte.

Wenn sie einmal dort waren, würde sie kaum jemand finden. Jetzt wurden auch Jane Collins die Knie weich…

***

Der Kerl grinste mich frech an und breitete noch seine Arme aus, um

uns am Betreten der Einfahrt zu hindern. Das passte mir noch. Ich steckte voller Wut über das Verschwinden der beiden Frauen.

In meinem Kopf hämmerte es, und ich gab ihm die passende Antwort. »Wenn du nicht verschwindest, Freund, blase ich dich aus deinen viel zu großen Schuhen - kapiert?«

Er wollte widersprechen, dann versuchte er es mit Grinsen, was ebenfalls misslang, schließlich deutete er eine linkische Verbeugung an und gab den Weg frei.

Suko passierte ihn zwei Schritte hinter mir, und auch sein Blick sprach Bände.

Wir wussten beide, dass es nicht viel Sinn haben würde, die Bauchtanzschule zu durchsuchen. Jane und Glenda würden wir dort bestimmt nicht finden, möglicherweise aber Spuren und Hinweise, die auf ihren Aufenthaltsort hindeuteten.

Der Hof lag fast schon im Dunkeln, obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war. Es war halt ein trüber Tag. Kalter Wind war aufgekommen und pfiff durch die Straßen, blies auch in unsere Gesichter und erzeugte bei mir eine Gänsehaut.

Über dem Eingang des Lokals oder was immer es sein mochte, brannte eine trübe Lampe. Orientalische Klänge wehten über den Hof. Jemand sang mit. Die Stimme hörte sich wehmütig an.

Wir betraten diese für uns fremde Umgebung auf leisen Sohlen. Es gab keinen Bauchtanz, wahrscheinlich wurde gerade eine Pause eingelegt, aber die Gäste hockten auf Sitzkissen oder an niedrigen Tischen, tranken ihren Tee oder Kaffee.

Dicht hinter der Tür blieben wir stehen. Die Köpfe der Anwesenden drehten sich uns langsam zu.

Wir schauten in fremdländisch aussehende Gesichter, die neutral blieben. Es hieß uns keiner willkommen, es lehnte uns auch niemand offen ab.

Der Sitzordnung nach zu urteilen - Tische und Kissen standen an den Wänden - war so etwas wie eine Tanzfläche geschaffen worden, denn die Mitte lag frei.

Sollten sich Jane und Glenda hier aufgehalten und einem Tanz zugeschaut haben?

Von den Gästen würde ich keine Antwort erhalten. Suko stieß mich an, denn von meiner Seite her schob sich ein älterer Mann mit grauen Haaren heran, der auf dem Kopf eine Mütze trug, die aus Wolle gestrickt war und aussah wie ein Topfdeckel.

»Guten Abend«, sagte er.

»Sind Sie hier der Chef?«, fragte ich.

»Vielleicht…«

Die Erwiderung sagte mir gar nichts. »Ich will wissen, ob Sie der Chef sind.« Gleichzeitig zeigte ich ihm meinen Ausweis und hielt das

Dokument so ins spärliche Licht, dass er die Schrift auch lesen konnte.
»Ah - Polizei.«
»Genau. Ich will Ihnen schon jetzt sagen, dass Sie Schwierigkeiten bekommen, wenn sie verstockt bleiben.«
Er hob die mageren Schultern. »Kommen Sie mit in mein Büro. Dort können wir reden.«
Wir tauchten in das Halbdunkel. Die Musik blieb hinter uns zurück.
Das Büro glich einer Kammer, an denen Plakate von Reiseveranstaltern hingen, die Touren in den Orient anboten. Wir lehnten ein Getränk und Plätze ab, auch wenn es unhöflich war, aber uns saß die Zeit im Nacken.
»Was kann ich tun?«
»Wir suchen zwei Frauen!«, sagte Suko.
Der Mann hob seine Augenbrauen.
»Frauen - hier?« Er lachte. »Es gibt hier keine Frauen.«
»Das ist doch eine Bauchtanzschule«, erklärte ich. »Also muss es auch Frauen geben.«
»Wer hat Ihnen das gesagt mit der Schule?«
»Sie haben sogar Reklame dafür gemacht.«
»Ich? Wo?«
Suko holte den Zettel hervor. Der Alte las ihn sorgfältig, bevor er den Kopf schüttelte. »Nein, das ist nicht von mir. Es tut mir Leid, auch wenn es die Adresse ist.«
In mir stieg die Galle höher, ich hielt mich aber noch zurück. »Dann gibt es diese Schule nicht, wie?«
»Auch wenn ich Sie enttäuschen muss, Sir, Sie haben mit dieser Frage Recht. Eine Bauchtanzschule existiert hier nicht. Es gibt sie an anderen Orten in London, aber wir können darauf verzichten. Wir wollen unter uns bleiben und europäischen Frauen keinen Unterricht in der Kunstform dieses Tanzes geben.«
Wahrheit? Lüge? Ich hatte eher den Verdacht, von einem Spinnennetz aus Lug und Trug umgeben zu sein, denn der Mann, so kooperativ er sich auch gab, machte mir den Eindruck eines Bauernschlauen.
Treuherzig schaute er mich von unten her an. »Es tut mir Leid, dass ich Ihnen nicht helfen konnte, aber hier existiert keine Bauchtanzschule. Man hat Sie eben reingelegt.«
»Wir haben anderes gehört!«, erklärte Suko. So leicht wollten wir uns nicht abwimmeln lassen.
Der Grauhaarige runzelte die Stirn, breitete die Arme aus und meinte: »Fragen Sie die Gäste. Auch die werden Ihnen nichts anderes sagen können. Es gibt sie nicht.«
»Dürfen Frauen überhaupt hierher kommen?«, fragte ich.
Er lächelte hintergründig und gab eine diplomatische Antwort.

»Dürfen schon, aber sie werden sich hüten. Sie finden es nicht gut, wenn Sie verstehen. Nein, das ist einfach nicht ihre Welt. Sie wollen nicht kommen, hier sind die Männer unter sich. Wir tun keinem etwas, trinken unseren Tee, auch den Kaffee und sind sehr friedliche Menschen. Es hat nie Ärger mit der Polizei gegeben.«

»Ja«, bestätigte ich seine Worte und verdrehte dabei die Augen. »Ich fange gleich an zu weinen. Ich möchte Sie noch nach den Gästen fragen. Aus welchen Nationalitäten setzen sie sich zusammen?«

»Ägypter, Marokkaner, Palästinenser. Sie alle sind vertreten…«

Er hielt meinem Blick stand. Der Mann war eiskalt, auch wenn er lächelte. Mir kam es mehr vor, als würde er mich regelrecht auslachen und sich über seine Tricks freuen.

»Wollen Sie denn die Räume hier durchsuchen lassen?«, erkundigte er sich.

»Nein, nicht jetzt.«

»Bitte, ich zeige Ihnen freiwillig…«

»Bemühen Sie sich nicht, Mister.« Suko kam mir zuvor. »Wir werden den Weg auch allein zurückfinden. Es ist alles okay, wir bedanken uns für die freundlichen Auskünfte.«

Als der Inspektor lächelte, wurde der Araber ernst, denn diesmal traute er dem Frieden nicht.

Wir gingen zur Tür. Ich blieb hinter Suko und schaute noch einmal zurück. Der Grauhaarige saß unbeweglich, eine Hand hielt er zur Faust geballt. Er murmelte etwas in seiner Heimatsprache, was ich nicht verstand. Vielleicht war es ein Fluch.

Schweigend verließ ich den Raum. Suko wartete im Flur auf mich. »Was war los?«

»Ich habe durch das Fenster eine Frau gesehen, die mir zugewinkt hat, John.«

»Kanntest du sie?«

»Nein, aber das Zeichen muss etwas zu bedeuten haben. Die Person will etwas von uns.«

Ich wollte nachfragen, doch dazu kam es nicht mehr, denn in der Nähe öffnete sich eine schmale Tür. Durch den Spalt schob sich ein heller Arm. Die langen Finger einer Hand winkten uns zu.

Auch wenn es eine Falle sein sollte, wir wollten jede Chance nutzen und huschten mit unhörbaren Schritten auf die Tür zu, wo sich der Spalt vergrößerte und wir einen engen Treppenaufgang vor uns sahen.

Auf halber Höhe stand die Frau, die uns zugewunken hatte. Sie wirkte größer, als sie es tatsächlich war. Das lange schwarze Haar hatte sie im Nacken zusammengebunden, der breite Mund zeigte zwar ein Lächeln, doch in den Augen nistete Furcht.

Mit dem ausgestreckten Zeigefinger deutete sie nach oben und huschte dann voran. Wir folgten ihr in die erste Etage, wo die Zimmer

wie Kaninchenställe verteilt waren. Auch das der Frau zeigte eine bedrückende Enge. Drei Personen konnten sich kaum umdrehen, da stand schon das schmale Bett im Weg.

Das Fenster war nicht mehr als eine Luke. Licht brannte nicht. Wir standen uns fast im Dunkeln gegenüber.

In der Dämmerung wirkten die Augen der Frau noch dunkler. Ihr Blick hatte die Furcht nicht verloren, als sie uns ansprach. »Sie kommen von der Polizei?«

Wir nickten.

»Und suchen die beiden Frauen. Eine Blonde und eine Schwarze. Stimmt das alles?«

»Ja…«

Die Frau presste ihre Hand dorthin, wo das Herz schlug. »Das habe ich mir gedacht.«

»Dann waren die beiden hier?«

Sie schaute mich an. »Ja, sie kamen, weil sie die Zettel gefunden haben. Ich tanzte.«

»Und weiter?«

»Sie wurden ohnmächtig gemacht.« Beide mussten wir sehr genau hinhören, da die Person ein ziemlich schlechtes Englisch sprach. »Einfach ohnmächtig oder bewusstlos.«

»Wie denn?«

»Durch Gas.«

Mir rann es kalt den Rücken hinab. Auch Suko erging es ähnlich. Er presste seine Lippen hart zusammen. »Und wie lief das Spiel dann weiter?«, flüsterte er.

»Ganz einfach. Als sie sich nicht mehr bewegen konnten, schaffte man sie weg.«

»Einfach so?«

»Ja, man schaffte sie hinaus.«

»Wohin?«

»Keine Ahnung. Aber ich habe von einem fernen Land gehört, in das sie gebracht werden sollen.«

»Asien?«

Die Tänzerin überlegte. Sie trug einen dunklen Anzug aus Kunstseide mit bauschig geschnittenen Hosenbeinen. »Ich weiß es nicht genau.«

»Wen können wir fragen?«

»Nicht die Gäste hier. Die wissen von nichts. Es war nur eine - wie sagt man noch? - Aktion. Einmalig, dann nicht mehr. Es ging nur um sie. Diese beiden Frauen waren wichtig. Die Blonde und die Schwarze. Jemand wollte sie haben.«

»Womöglich ein Sultan oder ein Pascha, wie?« Meine Frage sollte spöttisch klingen. Als ich den Ernst in ihren Augen sah, wurde mir ganz anders.

»Ist was?«
»Der Sultan wollte sie haben, der Sultan. Er - er will die Frauen für seinen Harem.«
Ich bekam einen Blick, der andere zum Lachen gereizt hätte, nicht die Tänzerin. »Noch mal. Was ist mit den Frauen geschehen? Man hat sie zu einem Sultan geschafft, der sie in seinen Harem stecken will, um Spaß mit ihnen zu haben?«
Die Tänzerin nickte sehr langsam und schaute zu, wie ich meinen Kopf drehte, um Suko anzublicken.
»Ich glaube ihr, John.«
»Wer, zum Henker, hat Interesse daran, Jane und Glenda in einen Harem zu locken?«
»Du hast doch gehört, der Sultan.«
»Verdammt, das kann ich nicht akzeptieren, Suko. Das ist mir einfach zu weit hergeholt. Und überhaupt, wie sollte irgendein Sultan darauf kommen, sich Jane und Glenda…« Ich stoppte meinen geflüsterten Redefluss, schüttelte den Kopf und ballte die Hand zur Faust. »Dann will ich dir noch etwas sagen. Es gibt keinen Sultan mehr. Diese Form von Potentat ist abgeschafft worden. Wenn meine Geschichtskenntnisse mich nicht täuschen, ist der letzte Sultan Anfang unseres Jahrhunderts in der Türkei gestürzt worden.«
»Offiziell.«
»Richtig. Nenne mir eine Regierungsform innerhalb des Orients, die auf einem Sultanat beruht.«
»Es gibt Emirate, John. Es gibt auch noch die mächtigen Potentaten, von denen du gesprochen hast. Nur haben die sich andere Namen gegeben. Sie sind gewissermaßen verkleidet. Offiziell wird niemand das Bestehen eines Sultanats zugeben, das kannst du mir glauben, aber es kann Zwischenformen geben. Ich möchte da für gewisse Dinge meine Hände nicht ins Feuer legen. Wir sollten uns erkundigen.«
Plötzlich kam mir die Luft in dieser Kammer noch stickiger vor. Ich hatte den Eindruck, sie trinken zu können. Der Schweiß perlte auf meiner Stirn. In der Kehle saß der Kloß, und irgendwie kam ich nicht darum herum, meinem Freund Recht zu geben. Ich hatte es nicht nur glauben wollen, ich wollte mich einfach gegen die verdammten Tatsachen wehren, gedanklich sperren, weil ich die Vorstellung einer Entführung in den Harem nicht akzeptieren konnte.
»Es ist kein Märchen aus dem Morgenland«, sagte auch die Tänzerin. »Die reine Wahrheit.«
Mein Blick traf ihre dunklen Augen. »Sie wissen wirklich nicht mehr?«
»Nein.«
»Aber Sie haben mitgespielt.«
»Ja. Sir. In meiner Lage hätten Sie das auch getan. Mir blieb nichts

anders übrig. Ich musste mitmachen. Es war einfach grauenhaft, furchtbar. Man hat mich gezwungen. Aber ich bekam ein sehr schlechtes Gewissen. Ich wollte etwas gutmachen, deshalb habe ich Sie zu mir gewinkt, wenn Sie verstehen.«

»Müssen Sie heute noch tanzen?«

»Gleich ist mein Auftritt. Ich sah, wie Sie den Raum betraten. Sie haben doch die Fläche gesehen.«

»Sicher.«

Die Frau hob ihre Schultern. »Dort arbeite ich. Die Gäste warten darauf. Bitte, glauben Sie mir. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Ich weiß auch nicht, in welchem Land sich die Frauen befinden…«

»Hoffentlich nicht in Libyen«, murmelte Suko.

»Aber von Afrika wurde gesprochen!«, sagte die Frau. »Das stimmt. Irgendwo in Afrika. Es gibt da Wüstenländer, wo diese Herrscher leben. In Mali, in der Region Sahara. Timbuktu, die alte Sklavenstadt, ist nach wie vor ein Umschlagplatz für die Ware Mensch. Da sollten Sie Ihre Nachforschungen anstellen.«

»Danke«, flüsterte ich. »Danke für die Informationen. Dabei wissen wir nicht einmal, wie Sie heißen.«

Die Frau winkte ab. »Das ist auch nicht so wichtig. Gehen Sie jetzt. Ich möchte nicht, dass man Sie bei mir findet. Es könnte gefährlich werden.«

»Natürlich.«

Suko öffnete die Tür und schaute in die Enge hinaus. Im Lokal spielte wieder die Musik. Die leisen Klänge dudelten hoch und erreichten auch unsere Ohren.

Die Frau schaute uns nicht nach. Sie hatte die Tür fest zugedrückt. Hintereinander schritten wir die Stufen herab. Jedes Geräusch ärgerte uns, aber wir gelangten unbemerkt bis in den Flur, wo wir eine Hintertür entdeckten, die uns an einer anderen Seite in den Hof brachte. Im Schatten der Mauer blieben wir als Beobachter stehen.

Jemand hatte Feuer gemacht. Um die Flammen herum hockten Halbwüchsige und kochten Wasser für ihren Tee oder was immer sie auch tranken. Die Musik drang aus dem Hinterhof-Café. Die schwere Luft war geschwängert mit ungewöhnlichen Gerüchen orientalischer Herkunft.

»Es sieht alles normal aus!«, murmelte ich.

»Das ist auch normal.«

Ich schüttelte den Kopf. Als wir zum Rover gingen, spukten mir Szenen durch den Kopf, die sich allesamt um einen Harem drehten. In meiner Fantasie entstanden die schrecklichsten Bilder, in deren Mittelpunkt Jane Collins und Glenda Perkins Höllenqualen erlitten…

***

»In einem Harem?«, fragte auch Sir James Powell, unser Chef, bevor er den Kopf schüttelte.

»Ja, Sir«, erwiderte ich. »Glenda Perkins und Jane Collins sind entführt worden, um sie in ein orientalisches Frauenhaus zu stecken, um es einmal vornehm auszudrücken.«

Der Superintendent war baff. Er schlug auf die Tischplatte und schaffte es erst nach geraumer Weile, die nächste Frage zu formulieren. »Wie kommen die Leute, die hinter allem stecken, gerade auf Jane und Glenda?«

»Das ist unser Problem, Sir«, gab ich zu.

»Haben Sie über den Grund nie nachgedacht?«

»Wir versuchten es.«

»Und weiter?«

»Nichts, Sir. Wir haben keinen Grund gesehen. Wir können ihn nicht nennen. Auch uns ist das alles mehr als suspekt. Aber die Sache ist von langer Hand vorbereitet worden, wenn ich daran denke, wie beide in die Falle gelockt wurden.«

»Und dabei sind sie misstrauisch.«

»Bauchtanz ist ›in‹, Sir«, sagte Suko. »Viele Frauen wollen die Kunst dieses Tanzes erlernen. Das tut ihrer Figur gut, sie leben dann so richtig auf, wenn Sie verstehen.«

»Kann sein, möglich. Von langer Hand vorbereitet«, murmelte unser Chef. »Meinen Sie wirklich, dass es diesem Sultan oder wer immer dahinter stecken mag, nur um die Schönheit der Frauen gegangen ist? Meinen Sie das so, meine Herren?«

»Es sieht zumindest so aus.«

»Genau, John, es sieht so aus. Es soll auch so aussehen. Ich denke jedoch, dass hinter dieser Entführung etwas ganz anderes steckt. Da können Sie sagen, was Sie wollen.«

»Wir sagen ja nichts, Sir.«

»Also denken Sie ähnlich.«

Unser Nicken fiel synchron aus.

Der Superintendent lehnte sich zurück. »Damit hätten wir schon eine gemeinsame Basis.«

»Die uns in diesem Moment nicht viel helfen wird, befürchte ich.« Suko hob die Schultern. »Wir haben auch hin und her überlegt, nur sind wir zu keinem Ergebnis gekommen. Uns ist kein Sultan bekannt, der Interesse an den Frauen haben könnte.«

»Muss es denn ein Sultan sein?« Sir James hatte die Frage sehr betont gestellt, die Mundwinkel zu einem Lächeln verzogen, während die Augen hinter den Gläsern der Brille ernst blieben.

Wir hatten beide verstanden, nur sprach Suko die nächste Frage schneller aus. »Sie denken daran, dass der Sultan irgendwie vorgeschoben worden ist und jemand anderer die Fäden zieht?«

»Das ist in der Tat so.«
»Wer?«, fragte ich.
Sir James hob die Schultern. »Darüber sollten wir jetzt nicht diskutieren. Wichtiger ist das Land, in dem sich die beiden aufhalten können. Wo gibt es noch ein Sultanat? Offiziell nicht, aber bei diesen afrikanischen oder orientalischen Verhältnissen weiß man nie, was sich da bildet und wieder zusammenbricht.« Er lächelte. »Doch für alles gibt es Experten. Jedenfalls halten sich gewisse Leute dafür. Der Geheimdienst ist mir noch einiges schuldig, das weiß man dort auch. Ich werde mich mit der Abteilung für Auslandsaufklärung in Verbindung setzen. Sektion Orient und Nordafrika. Einverstanden?«
Und ob wir das waren. Sir James wählte eine bestimmte Nummer, wurde zweimal weiter verbunden und erreichte einen der Chefs nicht in dessen Büro, dafür in seinem Club.
Sehr lange brauchte Sir James nicht zu sprechen. Der andere Mann verstand ihn rasch und versprach, das Notwendige sofort zu unternehmen.
Zufrieden legte Sir James den Hörer wieder auf. »Kommen wir zum eigentlichen Problem. Wir gehen also davon aus, dass jemand anderer hinter dem Sultan steckt und diese Entführung nicht allein zur Erbauung dieses Potentaten diente.«
»Weiter, Sir.«
»Wer könnte das sein, John?«
»Soll ich unsere Feinde der Reihe nach aufzählen?«
»Nein, das eigentlich nicht. Denken Sie darüber nach, was Sie mit dem Orient oder Nordafrika verbindet?«
»Neuland, Sir«, erwiderte ich und lehnte mich zurück. »So gut wie. Das waren bisher nicht unsere Gebiete.«
Der Superintendent nickte. »Richtig, oder soll ich leider sagen?«
»Wie dem auch sei, Sir, wir sind da ziemlich unbedarft, was den Orient angeht.«
»Es wird sich wahrscheinlich ändern.«
»Leider.«
Keiner von uns gab es zu, aber wir traten auf der Stelle und waren in diesem Fall tatsächlich auf die Arbeit des Geheimdienstes angewiesen. Der Secret Service besitzt ein gewaltiges Netz, das sich weltweit spannt. Da reagiert er ebenso wie die CIA oder der KGB. Man hat die Dienste in Abteilungen unterteilt, sodass in jeder Abteilung bestimmte Spezialisten sitzen, die sich gerade auf ihrem Gebiet besonders gut auskennen.
Natürlich rann uns jetzt die Zeit durch die Finger. Die Vorstellung, Jane und Glenda in irgendeinem versteckt liegenden Sultanspalast zu wissen, trieb mir den Schweiß auf die Stirn.
Sir James gestattete sich ein Lächeln. »Ich weiß, was Sie jetzt

denken, John, aber so schlimm, wie es einmal in den Harems war, ist es sicherlich nicht mehr.«

»Vielleicht noch schlimmer.«

»Ich bitte Sie.«

Suko schlug auf seine Handflächen. »Wer steht hinter dem Sultan, wenn es dem tatsächlich nicht nur um die beiden Frauen ging? Wer hat da seine Hände im Spiel?«

»Asmodis?«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»Van Akkeren?«, fragte ich.

Suko winkte ab. »Glaube ich nicht. Der hockt erst mal in den Niederlanden und beobachtet alles aus der Ferne.«

Ich winkte fast wütend ab. »Es hat doch keinen Sinn, all die Feinde Revue passieren zu lassen. Wahrscheinlich werden wir nie auf die richtige Lösung kommen.«

»Da kannst du Recht haben, John. Aber vergiss nicht, dass auch die andere Seite flexibel ist, trotz ihres manchmal - starren, schwarzmagischen Korsetts. London ist für uns immer mehr zu einer Startrampe geworden. Schwarzmagische Aktivitäten sind weltweit zu beobachten. Und das Netz verdichtet sich.«

Wir diskutierten noch über eine halbe Stunde, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Die Entführung der beiden Frauen lag schon einige Zeit zurück. Da konnte man sie wer weiß wohin geschafft haben, und wir hatten das Nachsehen.

Endlich meldete sich das Telefon. Wir wussten sofort, dass dieser Anruf unserem Fall galt.

Sir James war der Chef, er hob ab, obwohl ich es gern getan hätte. Er hörte auch zu und machte sich auf einem Block Notizen.

Sir James hörte zu, den Hörer zwischen Schulter und Wange eingeklemmt, dann schrieb er. Was er darauf kritzelte, konnte ich nicht lesen, zudem huschte die Kugelschreibermine sehr schnell über das Papier. Nach einer Weile musste er das Blatt umdrehen und schrieb auf der anderen Seite weiter.

Ich saß auf dem Stuhl wie auf den berühmten heißen Kohlen. Beide Hände gegen die Sitzfläche gestützt, den Oberkörper leicht vorgebeugt und auf den Schreibtisch starrend.

Ein heftiger Adrenalinstoß hatte sich durch meinen Körper gewühlt. Ich wusste, dass es weitergehen würde, sonst wäre das Gespräch längst beendet worden.

Suko sah es gelassener. Zumindest äußerlich. Ihm war keine Regung anzumerken, er hatte eben die Geduld der Asiaten.

Ich tat es zwar nicht oft, aber diesmal klopfte ich mir eine Zigarette aus der Packung. Ein Standascher blinkte golden. Ich drückte die erste Asche hinein, als Sir James auflegte, noch nicht sprach, erst ein Tuch

aus der Innentasche zog und damit über sein Gesicht wischte.

Ich konnte es nicht länger aushalten. »Nun, Sir? Was haben Sie an Informationen bekommen?«

Er steckte sein Tuch wieder ein, nickte uns zu. »Eine ganze Menge«, sagte er. »Wir sollten dem Geheimdienst zumindest in diesem Fall doch Abbitte leisten.«

»Und im Einzelnen, Sir?«

Er holte durch die Nase Luft. »Wie wir es schon gesagt und angenommen haben, ein offizielles Sultanat existiert natürlich nicht.«

»Ein inoffizielles?«

»Auch nicht, aber da sind wir beim Punkt«, sprach er schnell weiter, weil sich auf unseren Gesichtern Enttäuschung abzeichnete. »Ich möchte mal sagen, dass es ein inoffizielles gibt, das vom Herrscher eines bestimmten Landes gewissermaßen geduldet wird als ein autonomes Reich innerhalb der Berge.«

»Welcher Herrscher ist das? Welches Land?«, verlangte ich.

»Marokko!«

Suko und ich schauten uns an. Mir zuckten zahlreiche Gedanken durch den Kopf, denn ich dachte an einen Fall in der Vergangenheit, der uns nach Marokko geführt hatte. Damals war es um die Großen Alten gegangen und da hatten wir auch Ali kennen gelernt, der leider durch das Schwert des Dämons Shimada sein Leben verloren hatte.

»Jetzt haben wir die Spur«, sagte Sir James.

Suko hob die Schultern. »Aber das ist nicht alles, wenn ich mal von Ihren Notizen ausgehe, Sir.«

»Da haben Sie Recht.«

»Wie läuft es weiter?«

Der Superintendent hob die Schultern. »Sehr schleppend würde ich sagen. Es gibt tatsächlich noch Flecken auf der Erde und nicht einmal weit von Europa entfernt, da ist es selbst für Experten schwer, hinzukommen, das möchte ich zunächst einmal sagen. Man weiß nicht viel von diesem Sultanat. Es liegt zu versteckt.«

»Gibt es einen Namen?«

»Den allerdings. Der Herrscher dieses autonomen Sultanats heißt Abdul Hamid. Er hält die Fäden in der Hand.«

»Hat er eine Armee?«

»Keine Ahnung, John.«

»Das ist wenig, Sir, verdammt wenig.«

»Dann müssen Sie eben aus dem Wenigen etwas machen, John. Es gibt da Chancen.«

»Welche?«

»Einen Kontaktmann.« Sir James schaute auf seinen Zettel, wo er den Namen notiert hatte. »Eric Donati.«

»Unbekannt«, sagte ich.

»Mir auch.«
»Und was sagen die Kollegen vom Dienst?«, wollte Suko wissen.
»Das ist die Frage. Sie müssen sich eben auf ihn verlassen, mehr auch nicht.«
»Sind also nicht begeistert.«
»Ich weiß es nicht. Er wird jedoch kontaktiert, und Sie werden so schnell wie möglich nach Marokko fliegen.«
»In offizieller Mission«, fragte Suko, »oder in geheimer, wie es der gute James Bond so gern tut?«
»Mehr in geheimer. Marokko hat eine lange Küste. Es gibt dort zahlreiche Stellen, wo Sie abgesetzt werden können. Man wird sich um alles kümmern. Warten Sie bitte hier im Büro. Die Aktivitäten laufen, Informationen werden im Lauf der Nacht eintreffen. Jedenfalls werden Sie bis Gibraltar fliegen.«
Die nächsten zwei Stunden zogen sich hin. Jeder wusste, dass der Geheimdienst fieberhaft arbeitete.
Wir waren auch realistisch genug, um einzusehen, dass alles seine Zeit brauchte. Etwas übers Knie zu brechen hatte keinen Sinn.
Zwischendurch verließ ich das Büro, um uns mit Kaffee zu versorgen. Leider war Glenda nicht da, ich zog die Pappbecher aus dem Automaten. Wie immer waren sie schlecht zu halten, und ich verbrühte mir die Fingerspitzen.
Wir schlürften die Brühe trotzdem.
Ich rauchte auch eine zweite und dritte Zigarette. Die Sorge um die entführten Frauen fraß wie Säure. Je mehr Zeit verstrich, um so besser wurden die Chancen der anderen Seite.
Der erlösende Anruf kam nach Mitternacht. Wieder notierte Sir James, wieder saßen wir gespannt auf den Stühlen und schauten in das Gesicht des Superintendenten. Sir James hatte sein Jackett abgelegt, auch ihm war mittlerweile warm geworden.
Als er den Hörer auflegte, lächelte er und nickte uns dabei zu. »Es wird klappen«, erklärte er. »Sie nehmen die Morgenmaschine in Richtung Gibraltar. Dort werden Sie erwartet.«
Drei Linienmaschinen aus England landen täglich auf der Piste neben dem Affenfelsen. Einem seit Jahrhunderten britischen Gebiet an der Südspitze Spaniens.
Aufatmend lehnte ich mich zurück, aber Suko hatte noch eine Frage: »Und wie soll es von dort weitergehen?«
»Mit einem Schiff. Wenn Sie Marokko erreichen wollen, dann auf dem Seeweg. Alles andere wäre einfach zu riskant für Sie. Die Informationen bekommen Sie von Eric Donati. Das jedenfalls wurde mir versprochen.«
»Können wir mit einer weiteren Rückendeckung rechnen, Sir?«, fragte ich leise.

Unser Chef runzelte die Stirn. »Wahrscheinlich nicht«, gab er leise zur Antwort. »Wie gesagt, dieses Sultanat gibt es offiziell nicht. Man würde es abstreiten, wenn Sie danach fragen. Marokko ist ein Königreich und damit basta. Sie werden sich wahrscheinlich auch abseits der Touristenrouten bewegen. Städte wie Rabat oder Marrakesch können Sie vergessen. Auch die Busstraßen durch das Gebirge werden Sie kaum zu sehen bekommen. Ehrlich gesagt, um diesen Auftrag beneide ich Sie nicht. Aber wer kann Sie schon beneiden?«

»Stimmt, Sir.« Ich stand auf. »Wenn möglich, werde ich mich noch aufs Ohr legen.«

Der nächste Satz galt uns beiden. »Holen Sie Jane und Glenda zurück!«

Wir reichten unserem Chef die Hand. »Sir, wir werden alles versuchen, wirklich alles.«

»Und herausfinden«, fuhr Suko fort, »was tatsächlich hinter dem Kidnapper steckt…«

Nach diesem Satz gingen wir.

Unsere Gefühle? Sie waren kaum zu beschreiben. Spannung und Druck, aber auch etwas Furcht mischten sich zu einem Brei zusammen…

***

Irgendwann war der Zeitpunkt gekommen, da hatten sie überhaupt nicht mehr gemerkt, dass sie auf dem Rücken eines Kamels saßen. Da war ihnen alles egal geworden. Sie übergaben sich auch nicht mehr, die Schaukelei war vielmehr zu einschläfernden Bewegungen geworden, und die beiden Frauen sanken hinein in einen Zustand der Lethargie und des Dahindämmerns.

Die Sonne knallte auf ihre Körper. Zum Schutz hatte man ihnen feuchte Tücher über die Köpfe gelegt, über die immer wieder Wasser gegossen wurde, damit sie nicht austrockneten.

Von der Landschaft sahen sie kaum etwas. Nichts von den grauweißen Bergriesen, von den tiefen Schluchten, den engen Tälern und den steilen Wänden.

Auch nichts von der weiten Bläue des Himmels, in dem die Sonne stand wie ein blendender Kreis, der alles ausdörren und verbrennen wollte.

Auch die Stricke spürten sie kaum noch. Sie sorgten unter anderem dafür, dass beide Frauen auf dem Rücken des Wüstenschiffs blieben. Die Tiere fanden ihren Weg mit einer unendlichen Geduld.

Ihre Hufe klimperten manchmal hell über den Boden, dann wieder verwandelten sich die Geräusche in dumpfe Aufschläge, wenn die Beine durch Staubschüsseln bewegt wurden.

Dass sie irgendwann anhielten, merkten Glenda und Jane erst, als sich kräftige Hände um ihre Körper spannten. Sie wurden vom Rücken des Kamels gehoben und in den Schatten getragen, den eine relativ große Felsnase auf den Boden warf.

Dort sanken sie nieder, befreit von den Fesseln, die nicht mehr nötig waren.

Obwohl sie sich manchmal gewünscht hatten, bewusstlos zu werden, war ihnen dieser Gefallen nicht getan worden. So bekamen sie akustisch alles mit, was sich um sie herum abspielte.

Sie hörten die Stimmen der Männer, das Gluckern von Wasser, das aus dicken Ziegenlederschläuchen in Becher floss, und sie hörten das Mampfen der Tiere, die gefüttert wurden.

»He, ihr beiden, wacht mal auf. Spielt hier nicht die Toten, verstanden?«

Es war nicht gespielt, als Jane und Glenda mühsam ihre Augen öffneten, denn die lange Reise hatte sie doch ziemlich erschöpft. Vor ihnen hockte der Bärtige Halef. Schweiß glitzerte auf seiner Stirn.

Die Augen blinkten, der kaum sichtbare Mund war zu einem kalten Grinsen verzogen. In den Händen hielt er zwei mit Wasser gefüllte Lederbecher.

»Trinkt, ihr müsst Flüssigkeit zu euch nehmen.«

Jane lachte ihn kratzig an. »Warum lassen Sie uns hier nicht einfach liegen und sterben?«

»Weil mir der Sultan sonst den Schädel vom Körper schlagen lassen würde.«

»Ach ja? Wäre schön.«

Halef sah aus, als wollte er Jane das Wasser ins Gesicht kippen. Er beherrschte sich und reichte Glenda zuerst den Becher, die ihn mit zitternden Fingern umfasste, gegen die Lippen führte und das mittlerweile lauwarm gewordene Wasser trank. Für sie allerdings war es zu einer Köstlichkeit geworden.

Auch Jane Collins griff zu. Sie konnte nicht beschreiben, wie sie sich fühlte. Dazu fehlten ihr eigentlich die Begriffe. Sie war matt, sie war ausgelaugt. Ihr war übel, und sie hätte sich am liebsten übergeben, aber sie riss sich zusammen.

Das Wasser belebte sie etwas. Beide Frauen tranken ihre Becher leer, die sie Halef zurückgaben, der im Schneidersitz vor ihnen hockte und sie anschaute.

Es störte die Frauen auch nicht, wie verdreckt ihre Kleidung war. Auch auf der Haut klebte der Staub der Wüste oder des Gebirges. Ihre Augen brannten, die Hände waren ebenso geschwollen wie die Füße. Sie fühlten sich eigentlich zum Wegwerfen und waren fast schon wieder froh, irgendwann eine Siedlung zu erreichen.

»Wie lange noch?«, fragte Glenda mit leiser Stimme. »Wie lange

müssen wir noch unterwegs sein?«

»Vor der Dämmerung sind wir da.«

»Und wo ist da?«, wollte Jane wissen.

»In der Oase, im Palast des Sultans.«

Jane lächelte spöttisch. »Den gibt es tatsächlich?«

»Ja.«

»Das begreife ich nicht.«

»Ich will einmal so sagen. Er wird gern verschwiegen. Der Sultan Abdul Hamid hat hier sein Reich aufgebaut. Mitten in den Bergen, im Zentrum der Einsamkeit. Er will nur seine Ruhe haben, in Frieden leben, und man lässt ihn.«

»Nur ab und zu holt er sich Frauen für seinen Harem, wie?«, fragte Jane schon aggressiver.

»Das braucht et.«

»Dann ist er ein Verbrecher«, meldete sich Glenda. »Was Sie mit uns taten, ist Menschenraub.«

Halef hob die Schultern. »Seien Sie ehrlich gegen sich selbst. Wen stört es?«

Sein nachfolgendes Grinsen sagte den Frauen genug. Es würde niemanden stören. Dieser Sultan war im Gebiet der hohen Berge, im Refugium der Einsamkeit, der absolute King, daran ließ sich nichts ändern.

»Dürfen wir denn erfahren, in welch einem Land wir uns befinden?«, fragte Jane.

Halef tat, als müsste er nachdenken. Dann schnippte er mit den Fingern. »Was meint ihr denn?«

»Nicht in Europa.«

»Stimmt - Afrika.«

Diese Erklärung konnte die beiden Frauen nicht überraschen. Es blieben praktisch nur Afrika oder Asien. Beide Kontinente hatten gewaltige Ausmaße, deshalb erkundigten sich die Frauen speziell nach dem Land, in das sie entführt worden waren.

»Marokko!«

»Ha«, sagte Jane, »deshalb die Berge. Das Atlas-Gebirge, wie ich annehme.«

»So ist es. Eine wunderbare Welt, die man erforschen muss. Wer hier lebt, will niemals weg. So ergeht es auch den noch wilden Stämmen, wie ihr sicherlich wisst.«

»Unterstehen die auch dem Sultan?«

»Nein, aber sie akzeptieren ihn. Außerdem bekommen die Stämme oft genug Frauen von ihm.«

»Wenn der Sultan sie leid ist, nicht?«

»Richtig, Glenda, richtig.«

»Und wie lange dauert das in der Regel?«

»Manchmal eine Woche, aber er hat manche Frauen auch erst nach fünf Jahren abgegeben.«

Glenda lachte bitter. »Mal ehrlich, wie schätzen Sie denn unsere Chancen ein?«

»Ihr könnt, wenn ihr wollt und euch anständig benehmt, euch jahrelang im Harem aufhalten. Es wird euch an nichts fehlen. Ich kann euch versprechen, dass der Sultan großen Gefallen an euch finden wird, wenn ihr erst einmal gebadet und umgekleidet seid. Aber das wird sich alles noch ergeben.«

»Sie kennen ihn gut?«, fragte Jane.

»Einigermaßen.«

»Dann können Sie uns sicherlich sagen, wie er gerade auf uns gekommen ist.«

Halef schaute eine Weile in ihre Gesichter. Je mehr Zeit verging, um so stärker lächelte er. »Ich könnte euch jetzt fragen, ob ihr nicht selbst eine Ahnung habt.«

»Bestimmt nicht.«

»Gut, dann will ich euch nicht länger im Unklaren lassen. Man hat euch dem Sultan empfohlen.«

Jetzt waren die beiden Frauen froh, Wasser getrunken und ihre Schwäche abgeschüttelt zu haben.

Sie schauten sich an und sahen auf ihren Gesichtern das gleiche Erstaunen.

»Empfohlen?«, hauchte Glenda.

»Genau das ist es.«

»Das kann doch nicht wahr sein. Dann ist dieser Sultan nicht der eigentliche Chef?«

Halef rülpste, bevor er die Arme ausbreitete und sich ein Stück kaltes Hammelfleisch reichen ließ, das auf der Oberfläche eine Mischung aus scharfen Gewürzen aufwies. »Ich bin kein Herrscher, so etwas dürft ihr mich nicht fragen. Aber es muss tatsächlich jemanden geben, der ein Interesse daran hatte, dass ihr im Harem des Sultans verschwindet.« Mit Schwung stand er auf und erklärte den beiden Frauen kauend, dass sie bald weiterreisen würden.

Glenda und Jane schwiegen zunächst. Keine von ihnen konnte und wollte es fassen.

»Wer?«, keuchte Glenda.

»Wir haben genug Feinde.«

Die dunkelhaarige Glenda nickte. »Klar, soll ich sie aufzählen? Aber welcher unserer Feinde sitzt irgendwo im Atlas-Gebirge und hat sich mit einem Sultan verbündet? Keiner, wenn du mich fragst. Da - da komme ich nicht mit.«

»Dieser Feind kann auch gereist sein«, murmelte Jane. Sie schaute mehr in sich hinein, ein Zeichen bei ihr, dass sie stark über sich und

die Folgen nachdachte. »Weißt du, Glenda, ich denke inzwischen weiter. Hinter dem Sultan steht noch eine Macht. Möglicherweise steht auch hinter uns etwas, sodass man uns nur vorgeschoben hat, um an einen anderen Menschen heranzukommen.«

»John Sinclair?«

»Das ist möglich.«

Glenda hob die Schultern. »Das hätten sie auch einfacher haben können, finde ich.«

»Weißt du, wer da im Hintergrund die Fäden zieht? Und was sich dieser Unbekannte ausgedacht hat?«

»Leider nein.«

»Eben.«

Am Rastplatz entstand Unruhe, die auf den nahen Aufbruch hinwies.

»Es geht weiter«, sagte Jane Collins mit sarkastisch klingender Stimme, »immer weiter. Bis hinein in die Höhle des Löwen, wo die Bestie bereits mit aufgerissenem Maul auf uns wartet.«

»Lässt du dich verschlingen?«

»Weiß nicht.«

Beide stützten sich gegenseitig, als sie aufstanden. An ihren Körpern befanden sich Druckstellen, die schmerzten, wenn sie sich bewegten. Die Beine waren dick geworden und sie gingen mit ziemlich wackligen Schritten auf die vier Männer zu, die sicherlich liebend gern über sie hergefallen wären, hätte es nicht das Diktat des Sultans gegeben. Halef sprach sie an und deutete mit der rechten Hand in eine Schlucht hinein.

»Da müssen wir durch. Wenn wir ihr Ende erreicht haben, stehen wir vor dem Paradies.«

Jane sagte: »Erlauben Sie mir, dass ich es anders sehe?«

»Ja.«

Die Kamele lagen bereits, sodass die beiden Frauen bequem auf den Rücken steigen konnten. Gefesselt wurden sie nicht mehr, eine Chance zur Flucht gab es sowieso nicht.

Schwerfällig drückte sich das Wüstenschiff in die Höhe.

Schräg brannten die Sonnenstrahlen hinein in die Schlucht. Glenda und Jane klebte die Kleidung am Körper. Sie streiften wieder die Tücher über ihre Köpfe, damit sie keinen Sonnenstich oder einen Kreislaufkollaps bekamen.

Erst jetzt bemerkten sie, dass ein Jeep im Schatten der Felswand stand. Er war mit Proviant beladen, sodass nur auf den Vordersitzen Plätze frei waren.

Halef und einer seiner Männer klemmten sich in das Fahrzeug, die anderen beiden stiegen auf den Rücken des Kamels. Auf Zungenschnalzen setzten sich die Tiere schaukelnd in Bewegung. Schon nach den ersten Metern bekamen Glenda und Jane zu spüren,

was es heißt, wieder auf diesem ungewohnten Rücken zu hocken.

Alles an ihnen befand sich in Bewegung. Jede Bewegung des Tieres übertrug sich auf sie, und die breite, mit Geröll übersäte Schlucht kam ihnen vor wie ein breiter Fluss, der sich in einer ständigen Wellenbewegung befand.

Zwischen den Wänden staute sich die Luft, da stand die Hitze, und die Luft war kaum zu atmen.

Heiß und fast flüssig schien sie in die Lungen der Frauen zu rinnen.

Die nächste Zeit wurde für sie zu einer weiteren Tortur. Der Jeep fuhr oft genug an ihnen vorbei.

Dann schaukelte er ebenfalls durch die einsame Rinne, die man schon nicht mehr als Piste bezeichnen konnte, weil sie einfach zu schlecht war.

Er wartete mit den beiden Männern, bis die Gruppe sie erreicht hatte, um dann wieder vorzufahren, eingehüllt in Staubwolken.

Trotz ihrer schlimmen Situation gewöhnten sich die Frauen an die Schaukelei und schafften es auch, sich dem Rhythmus der Tiere anzupassen. Sie sprachen nicht miteinander. Das getrunkene Wasser war auch nicht mehr als der berühmte Tropfen auf den heißen Stein gewesen. Jetzt brannten die Strahlen der Sonne, sie fühlten sich wieder leer, ausgedörrt und hätten viel Geld für einen weiteren Schluck gegeben.

Irgendwann nahmen sie nichts mehr wahr. Der vorgefahrene Jeep stand im Schatten. Die beiden hatten bereits das Ende der Schlucht erreicht und schauten hinein in den weiten, von kantigen Bergen und Feldwänden umgebenen Talkessel, wo es tatsächlich so aussah wie in einem Paradies. Eine grüne Oase, mit Wasser, mit herrlichen Bäumen, wo sich die Wedel der Palmen im leichten Wind bewegten und die Umgebung durch Teiche, Springbrunnen und kleine Bäche aufgelockert wurde.

Ein Garten Eden!

Halef verließ den Wagen und schritt den Frauen entgegen. Er griff dem Kamel in die Seilzügel und zwang das Tier, seinen schaukelnden Gang zu stoppen. Jane und Glenda wurden wach.

»Da! Habe ich euch zu viel versprochen?«

Glenda und Jane bekamen große Augen. Sie glaubten jetzt an die berühmte Fata Morgana, aber Halef machte ihnen klar, dass dieses Bild Realität war.

»Wahnsinn!«, keuchte Glenda. »Das - das sieht aus wie eine Filmkulisse.«

»Ist es aber nicht.«

Sie sahen den Palast, das größte Bauwerk mit einem breiten Turm, auf dessen Kuppeldach sich das Licht der Sonne spiegelte. Es war nicht nur dieses eine Gebäude vorhanden. Innerhalb der großen Grünanlage

verteilten sich noch andere helle Bauten mit schattigen Innenhöfen und wunderschönen kleinen Gärten.

Arkadengänge, schmale Wege, üppig wuchernde Pflanzen und Hecken. Die Teiche, die rosafarbenen Flamingos, die am Wasser standen, passten dazu.

Weniger die Männer, die über die Wege liefen und allesamt bewaffnet waren. Sie gehörten zur Garde des Sultans, der selbst nicht zu sehen war, und bewachten das kleine Paradies.

»Nun?«

Beide Frauen waren angesprochen worden, doch keine von ihnen gab eine Antwort.

Halef lachte nur, dann schlug er dem Kamel auf die Flanke. »Jetzt werdet ihr die letzte Strecke zurücklegen müssen und irgendwann einmal dem Sultan gegenüberstehen.«

Darauf konnten sie verzichten, doch beide wussten, dass sie nicht daran vorbeikamen.

Mit jedem Schritt, dem sie sich dem Paradies näherten, fühlten sie sich mehr umklammert. Inmitten der Hitze spürten sie den Eisring, der ihre Herzen zusammenpresste…

***

Später war alles anders. Einfach wunderbar, herrlich. Nie waren Gegensätze größer.

Der Albtraum Hitze, Wüste und Berge lag hinter ihnen, und sie umfing eine andere Welt.

Luxus, Schönheit, wunderbare Gerüche, Dämpfe und lauwarmes Wasser, in dem sie sich entspannen konnten. Den Sultan hatten sie noch nicht zu Gesicht bekommen. Nach ihrer Ankunft waren in helle Gewänder gekleidete Frauen zu ihnen gekommen, hatten sie weggeführt in ein Nebenhaus, sie dort entkleidet, sie unter eine Dusche geschickt und dann in den prächtigen Baderaum geführt, dessen Wände aus kostbarem Marmor bestanden, wo Sofas mit weichen Kissen und bestickte Kissen an den Rändern des großen Pools standen. Das Wasser war ziemlich warm. Schwaden wundersamer Essenzen, die sich im Wasser aufgelöst hatten, stiegen auf.

Die Dämpfe ließen die Konturen verschwimmen, sie machten sie sehr weich, ebenso weich wie die Haut der beiden Frauen, der man die Strapazen der langen Reise nicht mehr anmerkte, denn auf fast zauberhafte Art und Weise waren all die kleinen Wehwehchen verschwunden durch das Wasser mit der heilenden Wirkung.

Glenda und Jane lagen nebeneinander, die Beine ausgestreckt, sie wurden vom Wasser getragen.

Ihre Hinterköpfe drückten gegen Kissen. Sie waren innen an den Rändern des Beckens angebracht.

»Kneif mich mal«, flüsterte Jane und ließ warmes Wasser aus dem Handteller über ihr Gesicht träufeln.

»Warum?«

»Weil ich wissen will, ob ich träume.«

»Bestimmt nicht.«

Jane lächelte. »Es ist alles so seltsam, so traumhaft. Sind wir wirklich durch die Wüste geritten?«

»Wir sind es, Jane. Was wir hier erleben, ist ein Teil des goldenen Käfigs.«

Jane schaute gegen die Decke. Sie zeigte ein Mosaik aus bunten Steinen, die sich zu Motiven aus Tausendundeiner Nacht zusammensetzten. Da waren die schönen Jungfrauen ebenso vertreten wie die Kalifen und Emire. Aber auch die dicken Eunuchen, die Henker mit den Krummschwertern und die böse blickenden Dschinns.

Von den Frauen, die sie hergebracht hatten, war nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich in die Gemächer zurückgezogen. Das große Becken stand ihnen allein zur Verfügung. Sie schwebten in einem Wasser, das türkisfarben schimmerte, denn diese Farbe hatten die Bodenfliesen.

Eine Lichtquelle versteckte sich hinter weißen, fächerartigen Schirmen, die in der Badehalle aufgestellt worden waren. Die in das Licht hineinfließenden Dampfschwaden wirkten dadurch heller, als sie es tatsächlich waren.

»Eine Märchenwelt«, murmelte Glenda und bewegte ihre Beine, wobei sie sich freute, dass die harten Muskeln gelockert worden waren.

»Aber nur so lange, bis der Vorhang abgerissen wird«, gab Jane Collins zu bedenken. »Da wirst du dann das echte Gesicht dieser paradiesischen Welt sehen.«

»Stimmt.«

»Es ist nur eine Frage der Zeit, wenn wir das Gesicht zu sehen bekommen. Noch lässt man uns in Ruhe.«

»Und wie kann es aussehen?«

»Es wird zur Fratze, Glenda!«

Sie war über Janes harte Antwort überrascht und drehte den Kopf nach links, wo Jane im Wasser schwebte. »Wie kannst du das mit einer derartigen Bestimmtheit behaupten?«

Jane Collins überlegte eine Weile. »Du kannst es Gefühl nennen, Glenda. Ja, einfach Gefühl oder Feeling, ich weiß nicht so recht: Ich glaube nämlich nicht, dass wir nur geholt worden sind, weil dieser komische Sultan Spaß an uns gefunden hat. Das mag auch eine Rolle gespielt haben, doch dahinter verbirgt sich etwas anderes.«

»Du denkst an den großen Plan?«

»Ja, Glenda. Ich glaube fest daran, dass der Sultan nicht mehr ist als

eine Schachfigur, die von einem Feld auf das andere geschoben wird und einem bestimmten Zweck dient. Hinter ihm steht eine Macht, eine gefährliche Macht.«

»Sag lieber teuflisch oder schwarzmagisch.«

»Ja, das auch - leider.«

»Hast du darüber nachgedacht, wer es sein könnte?«

»Sicher, Glenda. Nur bin ich zu keinem Ergebnis gekommen. Hier können einfach zu viele Dinge zusammentreffen.«

»Hexen?« Glenda ließ nicht locker. Sie sank etwas tiefer, ihr dunkles Haar wurde hochgeschwemmt und legte sich als schwarzes Vlies auf die grünliche Oberfläche.

»Keine Ahnung.« Jane starrte in die Schwaden und dachte darüber nach, ob es für sie beide nicht besser war, das Becken zu verlassen und sich umzuschauen.

Dem widersprach allerdings ihre Nacktheit. Unbekleidet wollten sie das Terrain nicht erkunden.

Keine von ihnen verspürte Lust, in die Arme der patrouillierenden Wächter draußen zu laufen.

Die Schwaden bewegten sich. Sie trieben immer fort oder auch wieder heran, das war ganz unterschiedlich. Was Jane allerdings in diesem Moment zu sehen bekam, irritierte sie doch, denn sie hatte den Eindruck, als würde sich innerhalb der Schwaden und Dämpfe eine Gestalt abzeichnen, die nicht an einer Stelle stand, sich auf die beiden Frauen zu bewegte und dabei den gefliesten Boden kaum berührte.

Glenda war Janes Blick nicht entgangen. »Was ist los? Siehst du etwas?«

Die Detektivin hob den Arm aus dem Wasser und deutete nach vorn. »Ja, dort.«

»Wo - wie…?«

»Innerhalb der Schwaden ist die Gestalt zu sehen. Ich glaube nicht, dass ich mich täusche.«

»Meinst du wirklich?«

Jane nickte.

Glenda wischte über ihre Augen. Das Wasser roch noch immer nach diesen wundersamen Essenzen, aber dafür hatte die dunkelhaarige Frau keinen Sinn mehr, denn auch sie erkannte, dass sich Jane Collins nicht geirrt hatte.

Jemand kam…

Sie hatten die Person nicht gehört. Wahrscheinlich übertönten ihre Schritte das Plätschern des Wassers nicht, doch sie schwebte allmählich näher und war vom Umriss her dunkler als die sie umgebenden Dämpfe. Ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte, war für sie leider nicht zu erkennen.

»Ich fühle mich irgendwie unheimlich«, gab Glenda zu. »Wie ist es

mit dir?«
»Auch so…«
In den folgenden Sekunden schwiegen beide, ohne dass ihre innerliche Spannung abklang, denn sie konzentrierten sich voll auf die Gestalt.
Sie hatte den Rand des Beckens erreicht, ohne allerdings in das Wasser zu springen. Parallel zum Becken bewegte sie sich und sah aus wie eine geisterhafte Marionette.
»Das ist nicht normal«, hauchte Glenda. »Verdammt, das ist nicht normal.«
»Was denkst du denn?«
Glenda Perkins holte hörbar Luft. »Lach mich nicht aus, aber ich habe den Eindruck, einen Zombie oder ein verdammtes Gespenst zu sehen. Jedenfalls keinen normalen Menschen.«
»Stimmt.«
»Du - du auch?«
Jane gab keine Antwort, denn das unbekannte Wesen war so dicht herangekommen, dass sie, mehr von ihm erkennen konnten. Vom Kopf an war die Gestalt von einem dunkelgrauen Gespinst umgeben, das an ihr hing wie leichte, luftige Tücher.
In Höhe des Gesichts wurde aus dem Gespenst ein Schleier, der bei jeder Bewegung mitschwang und auch mal gegen die Haut drückte, bevor er wieder weggeweht wurde.
Wer oder was war das?
Noch zwei Schritte, dann musste die Gestalt die Höhe der beiden Frauen erreicht haben.
Keine von ihnen traute sich, das Wasser zu verlassen. Sie blieben darin schweben, empfanden die Flüssigkeit aber längst nicht mehr als warm.
Die Gestalt blieb stehen…
Zunächst tat sich nichts. Sie schaute über das Becken hinweg und schien allein dem leisen Plätschern der Wellen zu lauschen, die an den Rändern ausliefen.
»Was will sie?«, hauchte Glenda. »Sie ist unter dem Gewand nackt, Jane, völlig nackt.«
»Ich weiß…« Janes Antwort war kaum zu hören gewesen. Ihre Sensoren standen auf Alarm. Die Detektivin und ehemalige Hexe wusste plötzlich, dass diese Begegnung für ihr weiteres Hier sein entscheidend sein konnte. Daran glaubte sie fest.
Die Unbekannte ging in die Knie. Sie tat es sehr langsam, als hätte sie damit Mühe. Wieder bewegte sich der dünne Schleier vor Gesicht und Körper, nur wurde er von keinem Windhauch zur Seite geweht. Er blieb in der Nähe des Körpers, als wäre dieser ein Magnet.
Beide Frauen hörten das Knacken der Sehnen, als sich die Gestalt in

die Hocke setzte.
Sie schaute zu ihnen hinunter. Noch verdeckte der Schleier das Gesicht. Durch die feinen Poren konnten beide Frauen hindurchblicken. Glenda, die näher zum Rand hin lag, sah es als Erste und glaubte, ihr Herz würde zerspringen, so rasend schnell fing es an zu klopfen.
Unter dem sehr dünnen, rauchgrauen Schleier zeichnete sich zwar ein Gesicht ab, aber das war es nicht. Wenigstens kein normales Gesicht, wie man es von einem Menschen her gewohnt war.
Und auch die Flecken auf der Innenseite des Schleiers wollten nicht dazu passen.
Sie klebten dort wie lange Streifen, wie hineingetupft und hatten eine rote Farbe.
So rot wie Blut…
Wie auch das Blut, das an der rechten Mundhälfte klebte, wo ein Teil der Lippen fehlte und Zahnreihen sichtbar wurden.
War das ein Mensch?
Einen Moment später erhielten die beiden Frauen die Antwort, denn mit einer blitzschnellen Kopfbewegung schleuderte die Frau den dunklen Schleier zurück.
Ein Gesicht mit lederartiger Haut starrte beide Frauen an. Das war nicht alles.
Die Frau riss ihren halb verwesten oder zerfetzten Mund völlig auf und präsentierte ihre Zähne.
Zwei davon waren lang und spitz.
Vampirhauer!

***

Die Welt um beide Frauen herum erstarrte. Die Zeit blieb stehen. Das Paradies hatte sich in diesem Moment tatsächlich in eine Hölle verwandelt. Alles andere war nebensächlich geworden. Glenda und Jane hatten nur Augen für diese furchtbare Fratze, die nun kein Schleier mehr verbarg.
Wer war diese Person mit der dunklen Haut? Ein Vampir, das stand fest, aber gehörte sie in den Harem des Sultans? Beherbergte dieser Potentat als Gespielinnen tatsächlich Blutsaugerinnen unter seinem Dach?
Der Anblick war furchtbar. Das Paradies war eine blutige Vampirhölle, ein blutiger Harem, in dem sich furchtbare Wiedergänger und Untote bewegten.
Kaum zu fassen, aber der grausamen Wahrheit entsprechend. Beide im Wasser liegenden Frauen wussten nicht, wie viel Zeit nach Entdeckung dieses schrecklichen Anblicks vergangen war, sicherlich nur Sekunden, ihnen aber kam es mehr als dreimal so lang vor.

Noch hockte die Gestalt am Beckenrand, präsentierte die halb verwesten Lippen und ihre beiden gelblichweißen Vampirzähne, bevor sie eine Handfläche von den Fliesen nahm und die gleitende Bewegung fortführten, sie nur in eine andere Richtung brachten.

Eine Hand schoss auf Glenda zu!

Bespannt mit einer dünnen, graubraunen Haut, vergleichbar mit Pergament.

Glenda wurde von dieser plötzlichen Attacke überrascht. Es gelang ihr nicht mehr, den Kopf zur Seite zu drehen. So krümmten sich die Finger der Klaue und griffen tief hinein in das anvisierte Ziel, Glendas Haare.

Sie schrie auf, als der Schmerz ihren Kopf durchzuckte, denn das weibliche Monstrum hatte an den Haaren gerissen, und so wollte es auch das erste Opfer aus dem Wasser zerren.

Mit Händen und Beinen schlug Glenda um sich, ohne sich allerdings aus dem Klammergriff befreien zu können.

Da griff Jane Collins ein.

Sie schnellte zur Seite, über die noch halb im Wasser liegende und strampelnde Glenda hinweg. Sie hatte ihre Hände zu Fäusten geballt und diese zusammengelegt, als sie die Arme nach vorn und schräg in die Höhe rammte, auf das Gesicht des Wesens gezielt.

Sie traf.

Es klatschte, dann vernahm sie ein Knacken, als etwas hinter der dünnen Haut zu Bruch ging. Die Gestalt flog zurück. Sie schaffte es auch nicht mehr, die nassen Strähnen zu halten, denn sie rutschten ihr durch die Finger.

Glenda war frei und wurde von Jane Collins vom Rand des Pools weg in die Mitte gezerrt.

Zuerst sank sie unter Wasser, dann erst fiel ihr ein, dass sie schwimmen musste, und tat es mit den üblichen Bewegungen. Sie tauchte auf, Panik in den Augen, und schlug die Haare zurück, während ihre Lippen noch den Schmerz zeigten, den sie empfand.

»Okay, Glenda, es ist okay.« Jane bewegte sich neben ihr.

»Wo ist das Monster?«

»Nicht im Wasser. Das mögen Vampire nicht, auch wenn dieses nicht strömt.«

Glenda trat Wasser, als sie sich umdrehte und ebenso wie Jane zum Beckenrand schaute, wo sich dieser weibliche Unhold fast noch an der gleichen Stelle aufhielt.

Sie kniete, hatte den Kopf etwas angehoben. Ihr Gesicht war nicht mehr deutlich zu erkennen, weil Dampfschwaden davor trieben und es verzerrten.

»Das ist…«, Glenda schwamm und holte tief Luft. »Verdammt, hast du damit gerechnet, Jane?«

»Nie.«
»Und was machen wir jetzt?«
»Wir müssen schneller sein als sie. Aber über eines sei dir klar, Glenda. Sicher bist du in diesem verdammten Harem nicht. Die nächsten Nächte, vorausgesetzt, wir überstehen sie, können zu wahren Blutnächten werden. Wir sind so etwas wie Frischfleisch in diesem Harem, obwohl mir der Ausdruck nicht gefällt…«
»Moment mal, Jane. Meinst du, dass alle Frauen, die der Sultan um sich versammelt hat, weibliche Blutsauger sind?«
»Solange das Gegenteil nicht bewiesen ist, müssen wir davon ausgehen«, erwiderte Jane, ohne die Gestalt aus den Augen zu lassen. Sie schien sich nicht mehr wohl zu fühlen, denn sie war aufgestanden und zurückgeschritten, den Kopf dabei in eine bestimmte Richtung gedreht, aus der die beiden Frauen Schritte hörten.
Da kam jemand…
Beide rechneten mit einem zweiten Blutsauger, zumindest gab es in diesem Harem keinen Freund, der ihnen zur Seite stehen würde. Davon mussten sie einfach ausgehen.
Die Gestalt verzog sich. Sie ging langsam, dann drehte sie sich um und rannte mit flatterndem Schleier fort.
Jane schüttelte den Kopf. »Es sieht so aus, als wäre ein Vampirjäger unterwegs.« Sie und Glenda wollten nicht mehr in der Mitte des Beckens bleiben. Sehr gemächlich schwammen sie wieder zum Rand, den Kopf beim Schwimmen nach links gedreht, weil von dort die Schritte aufgeklungen waren, deren Echos an ein Klatschen erinnerten.
»Kein Blutsauger«, flüsterte Jane. »Das ist keiner. Ich fühle es einfach.«
»Wer dann?«
Glenda konnte sich die Frage bald selbst beantworten, denn aus den Dämpfen erschien eine unheimlich wirkende und in seiner Größe riesige Gestalt.
Sie trug nur einen Lendenschurz und sah aus wie ein Schwarzer aus der nubischen Wüste. Diese Menschen hatten sich die alten Ägypter früher als Sklaven gehalten.
Das Klatschen stammte nicht von seinen Schuhen, es hatte einen anderen Grund.
Mit der rechten Hand hielt er den Griff einer dünnen, langstieligen und langschwänzigen Pferdepeitsche, der das zarte Fleisch einer Haremskonkubine aufschlitzen konnte wie ein Rasiermesser. Im Harem war nur ihm, dem Aufpasser und Pascha, die Gewalt der Peitsche vorbehalten. Das akzeptierte auch der Sultan.
»Weißt du, wer das ist?«, fragte Jane flüsternd.
Glenda trat mittlerweile wieder Wasser. Sie nickte. »Das muss Mongo Pasha sein, der Wächter.«

»Vor dem sogar ein Vampir flieht, Glenda. Ich glaube, wir müssen uns da auf etwas gefasst machen…«

***

Wir hatten noch den Wind und den Salzgeruch des Meeres in der Kleidung hängen, als Suko die Tür des von ihm gefahrenen Geländewagens zuschlug und mir folgte, denn ich schritt bereits über den kleinen Marktplatz dieses winzigen Dorfes schon auf den Höhen des Atlas-Gebirges auf die Tür einer Kaschemme zu, in der wir uns mit Eric Donati treffen wollten, wie er uns bei einem Telefongespräch versichert hatte.

Auch weitere Informationen waren von ihm gekommen. Die hatten bisher alle gestimmt. Der als Fischer getarnte Mitarbeiter hatte uns über das Wasser gebracht, nachdem wir von einem Hubschrauber auf einem kleinen Eiland weit vor Marokkos Küste abgesetzt worden waren.

Danach war es glatt weiter gegangen. Ein einsamer Strandabschnitt in einer Bucht gelegen, der versteckte Geländewagen, bei dem wir nur die Plane hatten entfernen müssen, die Rüttelfahrt bis zu diesem Kaff mit den wenigen Häusern, die wegen der dort herrschenden Hitze natürlich ganz anders gebaut waren als bei uns. Die wenigen und vor allem kleinen Fenster fielen sofort auf.

Trotzdem herrschte auf dem Marktplatz Betrieb, wo sich die buntesten Gestalten versammelt hatten und ihre Waren anboten. Aus den Bergen waren die Berber gekommen, um Felle zu verkaufen. Sie erwarben für das Geld Lebensmittel oder andere Dinge des täglichen Bedarfs.

Die Frauen fielen auf, weil sie verschleiert waren. Zumeist trugen sie schwarze Kleidung, sehr weit geschnitten. Von ihren Gesichtern waren nur die Augenpaare zu sehen. An den fremden Männern gingen sie in der Regel mit abgewandten Gesichtern vorbei, um nur nicht aufzufallen und in einen schlechten Ruf zu gelangen.

Das Dorf lag wie in einem Backofen. Die Sonne kannte keine Gnade. Sie strahlte erbarmungslos vom Himmel und trocknete den Boden aus.

Ich kannte die Märkte aus Marrakesch. Damit war dieser nicht zu vergleichen, obwohl ich sogar zwei Schlangenbeschwörer sah, die im Schatten einer Hauswand hockten, auf ihren Instrumenten spielten und diesen Tönen entlockten, nach denen sich die Schlangen bewegten. Vielleicht folgten sie auch nur den Bewegungen der Flöte. So genau wusste ich das nicht. Aber die Kinder hatten ihren Spaß. Sie umstanden die Schlangenbeschwörer und freuten sich über die Abwechslung.

Ich hätte mich trotz der Hitze gern auf dem Marktplatz umgeschaut, aber mich zog der barackenähnliche Bau an, in dem ein Lokal oder

was auch immer untergebracht war.
Weiße Mauern von außen, weiße auch von innen, aber es herrschte eine angenehm kühle Atmosphäre.
Man hockte auf Sitzkissen, aß von niedrigen Tischen. Im Hintergrund entdeckte ich ein offenes Loch in der Wand, einfach ein Durchgang, wo es wahrscheinlich zur Küche ging, denn die zischenden Geräusche, verbunden mit Dampfschwaden und Geruch, ließen darauf schließen.
Gut besucht war das Lokal nicht. Links von mir hockten an einem Tisch vier Männer zusammen.
Zwischen ihnen stand eine Schale, gefüllt mit Reis, Fleischstücken, Gemüse und Gewürzen. Wahrscheinlich das marokkanische Nationalgericht Couscous.
Eine Theke war natürlich nicht vorhanden. Der Wirt hantierte hinter einem Aufbau, der mich an einen riesigen Teekessel erinnerte. Die Männer tranken zu ihrem Essen keinen Tee. Sie schluckten Cola aus der Dose und freuten sich bei jedem Zug. Auch hier hatte die »Zivilisation«
Einzug gehalten.
Mein Eintritt störte die Esser nicht. Sie holten auch weiterhin mit ihren Fingern das Essen aus der Metallschale, wobei sie nur eine Hand benutzten, die Rechte, denn die linke galt als unrein, damit wischte man sich irgendwas ab.
Ich konnte mir den Platz aussuchen und ließ mich auf eine gepolsterte Bank fallen, etwas höher als ein Sitzkissen. Die Wand befand sich in meinem Rücken, an sie konnte ich mich anlehnen.
Vor Suko erschien noch der Wirt. Er trug ein Gewand, das mich an einen schmutzigen Kittel erinnerte. Auf dem Kopf saß ein grauer Fes. Der Schnurrbart bedeckte seine Oberlippe wie eine Sichel, die rechts und links überhing.
Er sprach mich auf arabisch an.
Ich grinste und hob die Schultern, aber ich hatte Durst und zeigte auf die vier Männer und sagte:
»Cola.«
Der Wirt grinste schief, verschwand und kam mit einer Dose wieder, die tatsächlich leicht gekühlt war. Woher er sie geholt hatte, mochte der Teufel wissen. Vielleicht hatte er ein tiefes Loch in den Boden gebohrt und die Dosen da hineingehängt.
Als ich die Lasche aufriss, zischte es.
Rasch trank ich einen großen Schluck, der mich einigermaßen erfrischte.
Wo blieb nur Suko?
Er hätte längst bei mir sein müssen. Möglicherweise schaute er sich auf dem Markt um. Na ja, er würde schon kommen, ebenso wie dieser Eric Donati.

Auf ihn war ich gespannt. Zu den heurigen Hasen gehörte ich nicht mehr. Im Laufe der Jahre hatte ich die unterschiedlichsten Typen Mensch kennen gelernt. Zu den besonderen Spezies gehörten die Typen, die von den Geheimdiensten engagiert und bezahlt wurden, um für sie Informationen zu beschaffen und ihnen bei gewissen Aktionen behilflich zu sein. Oft genug arbeiteten die Männer für verschiedene Seiten. Vertrauen und Verrat griffen dann ineinander über. Auch wir mussten damit rechnen, verraten worden zu sein.

Dann betraten zwei Männer die Bude. Sie gingen fast bis zur Mitte, blieben dort stehen und schauten sich um.

Als sie mich entdeckt hatten, spannten sich die hageren Gesichter noch mehr.

Einer bellte mich mehr an, als dass er sprach.

»Ich?«, fragte ich und deutete mit dem Zeigefinger auf meine Brust.

Beide nickten.

Was sie von mir wollten, wusste ich nicht und schraubte mich langsam in die Höhe.

Einer von ihnen zeigte auf die Tür. Von draußen hörte ich Stimmen, wahrscheinlich hatte sich Suko falsch benommen oder was auch immer. So jedenfalls bekam ich ihn wenigstens zu Gesicht.

Der Stimmenwirrwarr war ziemlich laut. So laut, dass er das sirrende Geräusch hinter mir überdeckte. Ich hatte den Fehler gemacht und den beiden Männern den Rücken zugekehrt.

Das rächte sich.

Der Schmerz an meinem Hals war scharf und beißend, und die dünne Seidenschlinge umspannte die Haut wie eine hauchzarte Säge, als wollte sie die Haut auftrennen.

Sofort wurde mir die Luft knapp. Der Zug zerrte mich nach hinten, da wiederum sollte ich nicht hin, denn der Kniestoß in den Rücken zwang mich nach vorn.

Der zweite Kerl schob sich an mir vorbei, schrie etwas nach draußen, als er in der offenen Tür stehen blieb, anschließend Platz schuf, sodass ich die ungastliche Stätte Nicht ganz freiwillig verlassen konnte.

Luft bekam ich kaum noch. Der Hundesohn war Herr der Lage.

Verdammt, das fing ja gut an. Dabei hatten wir keinem Menschen etwas getan. Oder sollte dieser uns noch unbekannte Eric Donati bereits jetzt den Verräter gespielt haben?

Ich ging die nächsten Schritte mit leichten Zitterknien. Die Helligkeit blendete zwar, ich konnte trotzdem erkennen, was auf dem Markplatz geschehen war.

Wen immer Suko geärgert haben mochte, er hatte dafür bezahlen müssen, denn mein Freund - wirklich nicht ohne Kraft - lag am Boden, umwickelt von einer Peitschenschnur, die ihm die Arme dermaßen hart an den Körper presste, dass er sich nicht bewegen konnte.

Der Mann, der den Griff hielt, war gekleidet wie ein Berber. Die strähnigen Haare umrahmten sein Gesicht, und in seinen Augen funkelte es, als wäre er der Teufel persönlich.

Als er dann noch ein Kurzschwert unter seiner Kleidung hervorholte, wurde die Sache allmählich kritisch, und ich beschloss, einzugreifen…

Ein Sonnenstrahl verirrte sich auf die blanke Klinge und blendete.

Das Licht fiel aber auch auf die Beretta, die ich plötzlich in der Hand hielt. Auch wenn der Hundesohn hinter mir die Schlinge zuzog, eine Kugel war immer schneller. Ich hoffte stark, dass die Männer es auch begriffen.

Der mit dem Schwert bekam große Augen, denn ich zielte genau auf seinen Schädel.

Sprechen konnte ich nicht, der Druck war zu stark. Doch der Kumpan des Schlingenmannes verstand, was ich mit dieser Geste hatte sagen wollen. Er sprach ihn an, und plötzlich war die Seidenschlinge von meinem Hals verschwunden.

Ich fegte den Kerl mit einem Rundschlag zu Boden, ging dann auf die Gruppe zu und hörte Sukos Warnung. »Pass auf, John, die sind verdammt link, die Burschen.«

»Was hast du denn getan?«

»Falsch geschaut!«

»Nach den Frauen?«

»Ihrer Ansicht nach schon.«

Ich lachte leise und fixierte den Schwertträger. Mit der freien linken Hand deutete ich ihm an, dass er die Klinge wegwerfen sollte. Als er nicht gehorchte, war ich sofort bei ihm und presste ihm die Mündung gegen das linke Nasenloch. Dann ein kräftiges Durchatmen.

Der Kerl blubberte etwas in seine grauen Barthaare.

Ich schrie ihn an. Bestimmt verstand er nicht, was ich ihm sagte, hier jedoch machte allein der Ton die Musik und der Druck der Mündung an seinem Nasenloch.

Nach einer mir sehr lang erscheinenden Zeitspanne drehte er seinen Arm und ließ die Klinge fallen.

Es stäubte auf, als sie den Boden berührte. Von den anderen Männern wurden wir beobachtet, keiner griff ein, aber der Grauhaarige sollte auch den Griff der Peitsche loslassen. Ich fuhr mit der Waffenmündung über sein Gesicht, schleifte an den Lippen entlang, hinein in die Bartfäden und verstärkte den Druck, als ich den Peitschenarm berührte.

»Die auch, mein Freund!«

Er gehörte nicht zu den dummen Menschen, und meine Waffe war ein Argument, dem er sich nicht verschließen konnte. Er löste die Hand vom Griff, der dicht neben meinem Freund Suko landete.

Innerhalb kurzer Zeit hatte sich der Inspektor freigewickelt, stand auf

und klopfte Staub aus der Kleidung.
»Warum war er so sauer?«, fragte ich.
»Ach, ich habe einen Fehler gemacht und eine Frau angesprochen. Dabei wollte ich nur wissen, ob sie einen Eric Donati kennt. Das war wohl ein Fehler.«
»Meine ich auch, Alter.«
»Wie kommen wir hier wieder raus?«
»Überhaupt nicht. Wir müssen auf Donati warten. Englisch spricht hier keiner.«
»Dann versuche es mit Französisch. Marokko gehörte doch mal dazu, war eine Kolonie…«
»Du hast ja Ideen, Alter, wunderbar.« Ich versuchte es in dieser Sprache und hatte Erfolg, denn der Mann, den ich bedrohte, erwiderte mir, dass er so etwas wie ein Chef war und hatte eingreifen müssen, weil Suko durch das Ansprechen die Ehre der Frau und des Stammes beleidigt hätte. Ich versuchte dem Mann klarzumachen, dass keiner von uns so etwas beabsichtigte, und fragte ihn dann nach Eric Donati.
Der Berber verengte die Augen. »Oui, ich kenne ihn. Wir alle kennen ihn, er ist nicht unser Freund.«
»Unser auch nicht, aber wir brauchen ihn.«
»Gut. Er kommt, wenn Markt ist.«
»Wovon lebt er?« Ich stand neben dem Mann, und wir unterhielten uns wie zwei alte Freunde, während sich Suko zurückhielt. Er wollte nichts falsch machen.
»Teppiche!«, bekam ich zur Antwort. »Er handelt mit Teppichen und kauft sie uns ab.«
»Sonst noch etwas?«
»Nein, nur Teppiche, sagt er.« Der Berber hob die Schultern. »Was er noch tut, wissen wir nicht. Es soll uns auch nicht interessieren, wir wollen nichts von ihm.«
»Kann ich mir denken.«
»Da ist er!«
Der Berber hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ich einen Wagen sah. Es war ein völlig verstaubter Transporter, verstärkt an den Achsen, um die schwierigen Strecken zu schaffen. Beladen war er mit Teppichen, die wie Käsescheiben aufeinander lagen. Donati musste woanders schon abgesahnt haben. Allein fuhr er nicht. Am Steuer hockte ein Araber, der mit ihm zusammen ausstieg und einen rosafarbenen Anzug trug, dazu Stiefel an den Füßen.
Donati lachte breit. Er war der Typ Mann, den ich eigentlich nicht mochte. Von der Art: Alles herhören, jetzt komme ich! Schwarzhaarig, braungebrannt, immer lustig, mit Ringen an den Fingern und unter den Augen, die sich in ständiger Bewegung befanden. Bewaffnet war er ebenfalls, ließ aber das kurzläufige Schnellfeuergewehr auf dem

Sitz zurück, als er breit lächelnd auf mich zukam und mir die Hand entgegenstreckte. Auf seiner hellen Khakikleidung lag bräunlicher Staub.

»John Sinclair, nicht wahr?«

»Sicher.«

Wir gaben uns die Hand. Er schüttelte meine und schaute dabei zu Suko hin, der abwartend neben uns stand und nur beobachtete. »Dann ist das Ihr Partner.«

»Genau.«

Er drückte auch Suko die Hand. Anschließend bat Donati um Pardon, weil er noch etwas zu erledigen hätte. Er klopfte gegen unseren Jeep, bevor er sich an die Berber wandte und mit schnellen Worten auf sie einsprach, während sein Helfer neben ihm stand und ein dümmliches Grinsen zeigte.

Nach der Rede holte er sein Gewehr und kehrte zu uns zurück.

»Mein Mitarbeiter wird sich um die Geschäfte kümmern. Ich stehe Ihnen also zur Verfügung. Wollen wir nicht einen Schluck trinken?«

»Gut.«

Zum zweiten Mal betrat ich das Lokal, diesmal nicht allein, Suko und Donati flankierten mich. Man kannte ihn. Der Wirt wieselte heran. Donati bestellte Wasser und wies darauf hin, dass er es kühl haben wollte, was der Wirt versprach. Da beide französisch redeten, brauchte nicht erst übersetzt zu werden.

Donati streckte die Beine aus. Er sprach davon, dass die Geschäfte nicht besonders liefen und er deshalb froh war, Bekannten einen Gefallen tun zu können.

»Sind es nur die Engländer?«, wollte ich wissen.

Da lachte er. »Nein, aber der Osten spielt nicht mehr so mit, wissen Sie. Da hat sich eben viel geändert, das schlägt sich auch auf meine Geschäfte nieder.« Er schaute erst mich an, dann Suko. »Komisch, Yard-Leute habe ich mir immer ganz anders vorgestellt, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Das verstanden wir zwar nicht, es war auch egal. Wir waren nicht gekommen, um uns mit Donati zu unterhalten. Er wurde dafür bezahlt, dass er uns ans Ziel brachte.

Erst trank er das Wasser aus der Flasche. Suko und ich hatten uns für eine Dose entschieden. Das Zeug war tatsächlich kalt.

Donati rülpste, stellte die Flasche weg und holte aus der Innentasche eine Zigarre, die wie ein Torpedo aussah, als sie zwischen seinen Lippen klemmte. »So, Freunde, ich weiß ja ungefähr, um was es geht. Ihr wollt also dem Sultan einen Besuch abstatten.«

»So ist es.«

Donati lachte. »Aber ihr seid nicht eingeladen.«

»Richtig.«

»Das ist ein Problem. Wisst ihr überhaupt, wer der Sultan ist und welche Macht er hat?«

»Wir ahnen etwas.«

Er wedelte den Rauch zur Seite, hustete, trank und fing erst dann an zu reden. »Wir befinden uns hier am Rande der Zivilisation, das kann man sagen. Dieses Dorf hier ist praktisch eines der Letzten auf der Karte, es liegt am Rande des Atlas-Gebirges, aber das soll uns jetzt nicht interessieren. Ein Land wie Marokko kann man nicht regieren wie ein Tyrann. Das weiß der König auch, und er lässt seinen Untertanen eine gewisse Freiheit. Er hat den Tourismus geholt, hat sich ein Wahnsinns-Hotel gebaut, ist auf dem Wege, nach Norden - Europa - zu schielen und lässt dem Leben im Innern seinen Lauf. Hier kann man Geschäfte machen, hier muss man allerdings auch Acht geben, nicht zerrieben zu werden, weil es viele Interessenskonflikte gibt. Aber das ist nicht euer Bier, auch nicht meines. Uns geht es um andere Dinge, um Abdul Hamid.«

»Genau!«, bestätigte ich.

Eric Donati paffte wieder. Im Nacken hatte er sein dunkles Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Die Schatten auf seinem Gesicht wussten nicht so recht, ob sie zu einem Bart werden sollten oder nicht.

»Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

»Haben Sie jemals von ihm gehört?«

Diesmal gab Suko die Antwort. »Auch nicht.«

Donati musste plötzlich lachen. »Dann wissen Sie also nicht, was auf Sie zukommt?«

»Darüber haben wir uns noch keine Gedanken gemacht.«

Donati klatschte eine Handfläche auf sein linkes Bein. »Sie Glückliche, wirklich, Sie sind glücklich.«

»Kann sein, aber wieso?«

»Weil Abdul Hamid der Mann ist, verstehen Sie? Er ist der Potentat. Er hat Macht, er hat Einfluss, er ist verdammt gefährlich für einen Fremden, der ihm ans Leder will.«

»Das steht nicht fest.«

»Hören Sie auf. Wer in sein Paradies eindringt und von ihm nicht eingeladen wurde, den betrachtet er als Feind, das müssen Sie so sehen. Er räumt oder lässt alles aus dem Weg räumen, was ihm gefährlich werden könnte. Abdul Hamid hat sich in einer der unwirtlichsten Gegenden ein Paradies geschaffen. Sie finden dort eine Oase, die aus einem orientalischen Märchen stammen könnte. Wasser, Blumen, schöne Frauen - und Soldaten.«

»Unterhält er eine Armee?«

»Ja, Sinclair. Leute, die von ihm bezahlt werden und erst schießen,

bevor sie fragen.«

Suko hatte auch eine Frage. »Was ist denn mit einem Harem? Den soll er auch…«

Donatis Lachen unterbrach meinen Freund. »Ja, sein Harem ist berühmt. Man spricht von den auserwählten Perlen, die er sich dort hält. Schöne Frauen sind für ihn ein Muss, verstehen Sie das? Er liebt sie. Wen er sieht, den muss er haben. Er hat sich Frauen aus der gesamten Welt zusammengekauft oder gesucht oder entführen lassen, was mich nicht weiter kümmert, Sinclair.«

»Augenblick mal. Sie werden bezahlt…«

»Dafür, dass ich euch den Weg zeige, sonst nichts, Sinclair. Es geht nicht so weit, dass ich euch bis an den Sultan heranbringe. Ich werde euch das Paradies zeigen, aber eintreten müsst ihr allein. Ist das klar, meine Herren?«

»Sie haben deutlich genug gesprochen.«

Er paffte wieder. »Ich will es mir mit ihm nicht verderben, und ich möchte noch länger leben.«

»Das kann ich verstehen.«

Donati zeigte ein breites Grinsen. »Dann sind wir also einverstanden oder zusammen…«

»Moment mal. Sie fahren uns hin.«

»Ja.«

»Wie geht es weiter?«

»Ich werde warten oder zurückgehen. Das kommt ganz darauf an, wie sich die Dinge entwickeln.«

Ich runzelte die Stirn, hatte nachgedacht und war zu dem Schluss gekommen, dass wir hier die schlechteren Karten in den Händen hielten. Überzeugen konnten wir ihn nicht. Er würde mit uns nicht in dieses Paradies eindringen.

»Begeistert sind Sie nicht, wie?«

»Wären Sie das, Donati?«

»Auch nicht. Sie wissen nicht, was Sie sich da aufgehalst haben. Wenn der Sultan Sie entdeckt und abschießen lässt, wird kein Hahn nach Ihnen krähen, denn Sie sind arme Schweine, weil Sie ja nicht in offizieller Mission hier erschienen. Ich weiß genau, wie der Hase läuft. Ihre Aktion ist illegal.«

»Kann sein.«

»Darf ich denn fragen, was Sie von dem Sultan wollen?«

Ich zögerte mit der Antwort, dachte aber daran, dass er eingeweiht worden war und ich ihm auch den Rest mitteilen konnte. »Uns geht es um das Frauenhaus.«

»Dachte ich mir. Steckt da jemand drin, den Sie unbedingt herausholen wollen? Eine Freundin oder so?«

Ich spreizte zwei Finger ab. »Zwei sogar.«

»Ach du Scheiße, das ist ein Hammer. Sie wollen zwei Frauen aus dem Harem holen?« Donati fing an zu lachen. »Das packen Sie nicht, das ist unmöglich, glauben Sie mir.«

»Weshalb?«, fragte Suko sanft.

»Kann ich Ihnen sagen.« Er knetete seine dicke und gleichzeitig lange Nase. »Eigentlich müssten Sie ja selbst darauf kommen, Suko. Haben Sie noch nie zuvor Geschichten gelesen, in denen geschrieben stand, dass Europäer versuchten, in ein Frauenhaus einzudringen, und dass man ihnen, wenn man sie erwischte, die Schwänze abgeschnitten hat?« Er lachte dreckig.

Man konnte gegen seine Wortwahl sagen, was man wollte, irgendwie stimmte sie.

»Jetzt sind Sie platt, wie?«

»Nein«, meinte Suko, »das nicht. Wir hatten damit gerechnet. So unbedarft sind wir nicht.«

»Und trotzdem wollen Sie es versuchen?«, wunderte sich Donati.

»Ja, wir gehören zum Club der Lebensmüden.«

»Das sehe ich auch so.« Er streifte Asche ab. »Eines muss man Ihnen lassen, Mut haben Sie. Sind Ihnen die beiden Frauen so viel wert, dass Sie Ihr Leben für sie aufs Spiel setzen?«

»Es ist unser Leben.«

»Weiß ich, weiß ich. Habe ich auch nichts gegen, Meister. Aber sagen Sie hinterher nicht, dass ich Sie nicht gewarnt hätte, vorausgesetzt, Sie können dann noch reden.«

Ich stieß ihn an. »Darf ich Sie mal was fragen, Donati?«

In seinen Augen blitzte es. »Klar, Sinclair. Aber reden Sie nicht über Moral oder so etwas.«

»Nein, nein, mir geht es da um etwas anderes. Ich will einfach wissen, ob Sie an Dämonen oder schwarzmagische Kräfte glauben. Mehr nicht.«

»Hä?« Meine Frage hatte ihn aus dem Konzept gebracht. Er zog ein dummes Gesicht. »Darf das wahr sein? Habe ich richtig gehört? Kommen Sie mir mit Dämonen?«

»Sie haben gute Ohren.«

»Tut mir Leid, aber was hat das denn damit zu tun?«

»Glauben Sie daran?«

»Die Berber ja«, erwiderte er und bewegte sich unruhig auf dem Sitzkissen. »Sie glauben wirklich daran. Sie haben auch eine völlig andere Weltanschauung als wir. Aber ich sehe das anders. Ich glaube an andere Dinge, Mister.«

»Zum Beispiel?«

Er bewegte Daumen und Zeigefinger gegeneinander. »An Dollars, Franken, Yen und D-Mark. Das ist mein Credo und nichts anderes. Nur dann können Sie sich in dieser Welt einigermaßen durchschlagen und

auch zurechtkommen. Alles Weitere überlasse ich den übrigen Menschen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Sehr gut.«

»Glauben Sie denn daran? Ich meine, als Bullen müsste man doch eigentlich drüberstehen.«

»Wir schon.«

»Dann sind Sie die letzten Träumer, kann ich Ihnen sagen.« Er wechselte das Thema und schaute zunächst auf seine Uhr. »Hören Sie. Ich habe mir einen Zeitplan zurechtgelegt. Wann immer Sie in den Harem eindringen wollen, es ist fast unmöglich. Wenn Sie es aber versuchen, dann in der Nacht. Da sind die Chancen um einige Promille größer.«

»Wird dieses Paradies nicht beleuchtet oder bewacht?«

»Doch, Sinclair, aber die Scheinwerfer können nicht alle Stellen genau ausleuchten. Sie müssen sich eben durchschlängeln. Und noch etwas. Zäune existieren nicht. Der Sultan hat sich auf Mauern verlassen, die müssen Sie überklettern.«

»Okay, machen wir.«

»Dann wäre ja alles klar. Ich werde bis zum Morgengrauen auf Sie warten, und wir nehmen Ihren Jeep. Den habe ich persönlich ausgesucht, und der schafft die Strecke auch, bei der Sie seekrank werden können, weil sie so schlecht ist.«

Der Knabe im Anzug tauchte auf. Er blieb gebückt stehen und traute sich nicht von der Tür weg.

Erst als Donati ihm zuwinkte, kam er näher und ging dabei mit steifen Schritten.

»Moment mal«, sagte der Zigarettenraucher zu uns. »Ich habe mit ihm noch etwas zu bereden.«

»Wir stören Sie nicht.« Suko und ich standen auf. Ich ging zum Wirt und zahlte die Getränke in französischen Francs. Als ich mich umdrehte, verließ der Araber den Raum.

»Alles klar?«

Auch Donati stand auf und nickte mir zu. »Ja, wir haben noch Geschäfte machen können.«

»Sie kaufen den Berbern Teppiche ab?«

»So ist es, Sinclair. Irgendwie muss man die Leute ja am Leben lassen, finden Sie nicht auch?«

»Mir kommen gleich die Tränen, Donati. Am Leben lassen ist wirklich gut. Sie machen sicherlich den Reibach.«

»Es hält sich in Grenzen.«

Draußen erwischte uns wieder die Sonne. Über den Marktplatz wehte eine Staubwolke, die unsere Sicht verschleierte. Einige brachen bereits auf, andere hockten noch zusammen und tranken Tee.

Die Frauen hielten sich im Hintergrund, und der Mann im

rosafarbenen Anzug stand neben dem offenen Einstieg zur Fahrerkabine.

Während Donati mit ihm sprach, unterhielt ich mich mit meinem Freund Suko. »Hat er übertrieben?«

»Glaube ich nicht, John. Da steht uns etwas bevor. Eine Hölle im Paradies.«

»Ja, und das ohne Schwarze Magie. Ohne Monster, ohne Dämonen - was weiß ich nicht alles.«

»Noch.« Suko hob wie warnend den Zeigefinger. »Ich glaube, dass sich das auch ändern kann.«

»Meinst du?«

»Wir werden sehen. Ich würde mich freuen, wenn dieser Sultan nur schöne Frauen sammelt und ansonsten mit einem magischen Background nichts zu tun hat.«

Lärm erfüllte den Platz, als der Araber den Lastwagen startete und ihn wendete. Die Reifen wühlten den Staub und machten aus den Fahnen wahre Vorhänge.

»Das wäre erledigt.« Donati schaute ihm nicht einmal nach. Er hatte sein Gewehr über die Schulter gehängt und erkundigte sich bei uns, ob wir auch bewaffnet waren.

»Einigermaßen.«

»Pistolen?«

»So ungefähr.«

»Damit werden Sie nicht weit kommen.« Er wischte über seine Lippen. »Hätten Sie mal was gesagt, ich hätte Ihnen Gewehre besorgen können, denn die sind hier wichtig.«

»Wir kommen schon zurecht«, sagte Suko, spielte sichtbar mit dem Wagenschlüssel und fragte Donati, ob er fahren wollte.

»Das wäre nicht schlecht. Ich kenne die Strecke.«

Suko warf ihm die Schlüssel zu.

Wir gingen zum Jeep. Es gab keinen, der uns nicht beobachtet hätte. Sie schauten uns ausdruckslos an, und ich fragte mich, ob diese Menschen nicht schon längst Bescheid wussten, was wir vorhatten, und dem Sultan eine Warnung zukommen lassen würden.

»Wie stehen die Berber zu Abdul Hamid?«, wollte ich wissen.

»Neutral. Solange er sie in Ruhe lässt, bekommt er mit ihnen keinen Ärger. Das wissen beide.«

Wir ließen ihn einsteigen. Suko klemmte sich auf die Rückbank, ich nahm vorn Platz.

Donati grinste mich an. »Machen Sie sich auf eine tolle Reise gefasst. Seekrank werden Sie hoffentlich nicht?«

»Mal sehen.«

Er bewegte die Hand auf und nieder. »Das ist wie auf einem stürmischen Meer, wenn wir fahren, verstehen Sie? Am besten sind

Kamele und Esel geeignet.«

»Aber der Jeep ist schneller.«

»Manchmal schon.« Donati startete. Durch den Wagen rann ein Rappeln. An ihm vibrierte alles, das kannten wir von der Herfahrt. Eingehüllt in eine Staubwolke rollten wir an.

Die Gesichter der uns zuschauenden Berber verschwammen wie in einem gespenstischen Nebel.

Danach umfing uns nur noch die karge, steinige und bergige Landschaft, in der wir uns schon jetzt vorkamen wie auf verlorenem Posten…

***

Mongo Pasha blieb stehen!

Er stand dort wie ein Denkmal, wie ein Klotz, wie eine Säule, die einen Oberkörper tragen musste.

Er trug eine Peitsche bei sich, hielt sie in der rechten Hand, bewegte diese ganz kurz, aber die Kraft übertrug sich auf den dünnen Riemen, der hochsprang wie eine Schlange, sich dabei wellte und wieder zurückfiel.

Mit einem klatschenden Geräusch landete er auf den Fliesen und blieb liegen, als wäre die Schlange urplötzlich eingeschlafen. Die Schnur schimmerte, als hätte jemand ihre Oberfläche mit Öl behandelt.

Aus dem Mund drangen Laute, die mehr an ein Grunzen erinnerten. Worte jedenfalls schienen es nicht zu sein, sie klangen auch nicht kehlig, es war eher ein unterdrücktes Röhren, für Glenda und Jane zu verstehen, denn die Detektivin sagte leise: »Ich glaube, der will etwas von uns.«

»Vom Regen in die Traufe«, flüsterte Glenda und schwamm dem Rand entgegen.

Jane blieb mit ihr auf gleicher Höhe. Sie bewegten ihre Köpfe, schauten sich an und jedem von ihnen stand die Furcht ins Gesicht geschrieben.

Der Koloss wartete, ohne sich zu regen. Er hatte Zeit, seine Gesetze galten hier hinter diesen Mauern, und jede Frau musste sich fügen. Wenn nicht, gab es die Peitsche.

Sie waren nicht nur gemeinsam geschwommen, sie kletterten auch zugleich aus dem Wasser. Gut fühlte sich keine von ihnen. Seltsamerweise machte ihnen ihre Nacktheit nichts aus, dieser Mann war für sie ein Neutrum, und er würde sie auch so behandeln.

Er schaute sie an, wie sie vor ihm standen. Seine Augen bewegten sich dabei, doch keine der Frauen hatte den Eindruck, als würde er sie vergewaltigen wollen. So wie er schaute, betrachtete ein Schuheinkäufer die Ware.

Glenda traf es dann stärker. Die Finger der linken Hand glitten auf sie zu. Kurze Stummel, als hätte sie jemand um die Hälfte gekürzt.

Sie versteifte sich und vereiste innerlich, als der Mann sie prüfte. Dabei schloss sie die Augen. Der Vorgang war entwürdigend. Er ließ nichts aus, Scham kannte dieser Mann nicht. Wieder grunzte er, war wohl zufrieden und kümmerte sich um Glenda nicht mehr, denn er befasste sich von nun an mit Jane Collins, die diesen Prüfvorgang zitternd und mit einer Gänsehaut versehen ertrug.

Glenda Perkins schloss diesmal ihre Augen nicht. Sie nahm sich die Zeit, den Koloss zu betrachten, was sie außerdem Mut kostete, denn gern schaute sie ihn nicht an.

Er bestand tatsächlich aus Fett und Masse. So beim ersten Hinsehen. Anders wurde es, wenn man ihn mit dem zweiten Blick und genauer anschaute. Da zeichneten sich unter der sehr bleichen Fettschicht schon die Stränge der Muskeln ab, die andeuteten, welche Kraft in dieser Person steckte.

An seinem Körper wuchs kein einziges Haar. Er musste sie abrasiert haben, und auch sein Kopf war völlig kahl. Er mochte es wohl nicht, wenn über den Augen Brauen wuchsen, denn diese hatte er ebenfalls entfernt. So sah er aus wie die Reklamefigur für ein Putzmittel, nur zeigten seine Mundwinkel nicht nach oben, sie wiesen in die entgegensetzte Richtung und bildeten eine Fortführung der hart zusammengepressten Lippen. Die Nase erinnerte an einen zusammengedrückten Schwamm.

Das Fett machte die Wangen pausbäckig, und der kurze Hals sah aus wie gemeißelt. Nichts zuckte oder rührte sich am Körper, bis auf die Augen. Sie befanden sich bei diesem Tastvorgang in ständiger Bewegung, zudem drang ab und zu ein grunzendes Geräusch aus dem Mund.

Endlich ließ er seine Hände sinken, und Jane Collins atmete tief auf. Die Qual war vorüber, es ging ihr wieder besser. Die hektischen roten Flecken auf den Wangen verschwanden, und dann sprach sie der Mann an. Beide Frauen mussten an sich halten, um nicht anfangen zu lachen, obwohl die Lage ernst war, denn die Stimme klang zwar nicht schrill, aber sie hätte ebenso gut zu einer Frau passen können, denn falsettartige Höhe erreichten Männer nicht. Und die Zeiten, als Operntenöre die Frauenrollen auf der Bühne übernahmen, lagen schon lange zurück. Was hier am Beckenrand vor ihnen stand, war ein astreiner Kastrat, auch Eunuch genannt. Der Herrscher im Harem, der Mann mit der Peitsche, dem jede Frau zu gehorchen hatte, ausgenommen dem Sultan.

Glenda und Jane hoben die Schultern. Sie wollten dokumentieren, dass sie ihn nicht verstanden. Die glatte Stirn bewegte sich zu einem Wellenmuster: Der Eunuch sah verärgert aus. Tief aus seiner Kehle

lockte er ein unwilliges Brummen hervor und deutete mit einem seiner kurzen Zeigefinger auf sich, während er den Mund öffnete und seinen Namen sagte, den er dreimal wiederholte.

»Mongo Pasha…«

Dann nickte er den Frauen zu. Die hatten begriffen und wiederholten den Namen abermals.

Auf dem Gesicht des Haremwächters breitete sich Zufriedenheit aus. Er konnte sogar lächeln.

Für einen Moment starrte er über das Wasser, drehte sich auf der Stelle um und schleifte die Peitsche mit. Sie rutschte hinter ihm über den Boden wie eine tote Schlange.

Es stand fest, was sie tun sollten. Dem Mann folgen, raus aus dem Bad, woanders hin.

Glenda flüsterte Jane zu. »Ob der es wohl schafft, mit einer Blutsaugerin fertig zu werden?«

»Keine Ahnung.«

»Schau dir mal die Peitsche an. Die ist dünn und an den Seiten noch besonders bearbeitet worden, als sollte sie eine Messerklinge imitieren.«

»Die möchte ich nicht abbekommen.«

»Klar«, sagte Glenda, »du brauchst nur immer lieb zu ihm zu sein. Dann läuft alles wie von selbst.«

»Vergiss den Sultan nicht.«

»Auf den bin ich schon gespannt. Schlimmer als unser Mongo kann der auch nicht aussehen.«

Jane Collins schüttelte leicht den Kopf. »Mir geht diese verfluchte Blutsaugerin nicht aus dem Kopf. Ich will einfach nicht glauben, dass diese Person der einzige Vampir gewesen ist.«

»Rechnest du mit einem Vampir-Harem?«

»Genau. Mich kann hier nichts mehr erschüttern. Ich bin auf alles vorbereitet.« Sie wechselte das Thema. »Hat er dir eigentlich wehgetan, als er dich abtastete?«

»Nein, Jane, das ist es ja. Seine Finger waren sehr zart. Nicht den geringsten Schmerz habe ich gespürt.«

»Mir ging es ebenso.«

»Schließt du etwas daraus?«

»Weiß ich noch nicht.«

Sie hatten die Halle längst verlassen und schritten durch einen breiten Gang, zum Hof hin offen, wo sie mehrere Frauen sahen, die in bequemen Sesseln lagen, sich zumeist dabei im Schatten aufhielten oder an den Teichen und Springbrunnen hockten, sich unterhielten, sangen oder auch lachten. Für die Neuen hatten sie noch keinen Blick.

»Hört sich allerdings nicht nach Vampiren an«, murmelte Jane. »Vielleicht sehen wir zu schwarz.«

»Abwarten.«

Mongo Pasha öffnete eine Tür, die aus zwei Schwingflügeln bestand. Sie führte zu einem kühlen Raum, mehr schon einer Halle, mit einem bunten Steinmosaik als Fußboden. In der Mitte des Raumes führte der normale Boden zu einer muldenförmigen Vertiefung. Wieder schimmerte kristallklares Wasser darin, an dessen Oberfläche dunkelrote Rosenblätter schwammen.

Das weiche Licht drang aus einem Holzgeflecht unter der Decke und ließ die Farben des Fußbodens noch intensiver hervortreten. Mongo Pasha ging auf eine der Türen an der rechten Seite zu. Sie bestand aus filigranem Holz, das dem Flechtwerk unter der Decke ähnelte. Auch wenn sie verschlossen war, konnte jemand von außen sehr gut durch die zahlreichen Lücken schauen.

Der Herrscher des Harems, dieses gewaltige Monster, hielt den beiden Frauen die Tür auf, ließ sie durchgehen und blieb draußen. Sanft und einen letzten Windzug hindurchlassend schwang der Eingang hinter ihrem Rücken wieder zu.

»Kneif mich mal«, flüsterte Jane.

»Warum?«

»Ich - ich träume doch.« Sie wischte über ihre Augen. »Das ist ja wie im Kino.«

»1001 Nacht. Davon hat schon die alte Frau Scheherazade erzählt, wie du weißt, und sie wurde nicht geköpft, weil sie dem Sultan die schönen Märchen und Geschichten nahe brachte.«

»So lange kann ich nicht erzählen.«

»Brauchst du auch nicht.«

»Was dann?«

Jane ging dorthin, wo das Bett stand. Ihre nackten Füße drückten tief in den weichen Flaum des Teppichs. Sie ließ sich auf das Bett sinken, über sich einen Himmel, der aussah wie ein riesiges Blatt.

»Willst du schlafen?«

Jane lachte. »Würde ich gern. Und was machst du?«

»Es ist zwar warm, aber ich möchte mir doch gern Kleidung überstreifen.« Glenda stand bereits vor einem in die Wand eingebauten Schrank. Sie zog eine Tür auf und lachte so laut, dass Jane aufmerksam wurde.

»Was ist denn?«

»Komm her, schau es dir an.«

Das ließ sich die Detektivin nicht zweimal sagen. Sie schwang hoch und bekam wenig später ebenfalls Augen wie Teller. »Himmel, das sind ja Sachen!«

Glenda strich mit der Hand über die Stoffe. »Alles vom Feinsten und Besten.«

»Wer es hat…«

In den folgenden Minuten fühlten sich die beiden Frauen wie blutjunge Teenager und vergaßen ihre eigentliche Situation. Sie probierten einiges durch. Was sie auch anzogen, es passte fast alles, und die Entscheidung fiel ihnen sehr schwer.

Beide entschieden sich für ein Kleid, dessen Stoff nicht zu durchsichtig war. Glendas schimmerte in einem tiefen Rot, den passenden Slip dazu hatte sie ebenfalls gefunden. An seinem oberen Rand saß eine Kette aus Perlen.

Jane blieb bei Schwarz bis Violett und schlüpfte auch in die entsprechenden Schuhe, die weich wie Pantoffeln waren. Sie schwang vor einem Spiegel hin und her, fuhr mit den Händen durch ihr Haar und flüsterte: »Ich bin müde.«

»Frag mich mal.«

Jane warf sich schwungvoll auf das Bett, wo sie noch einmal hoch federte. »Komm, es ist breit genug.«

Auf eine derartige Einladung hatte Glenda nur gewartet. Zweimal ließ sie sich so etwas nicht sagen.

Sie kam kaum dazu, gegen den Himmel zu schauen, denn wie von selbst fielen ihr die Augen zu, und sie versank, ebenso wie Jane, in einen tiefen Schlaf…

***

Darauf hatte die Person gewartet, die von Jane und Glenda noch nicht entdeckt worden war. Sie hatte in einer der Nischen gelauert, die sich ebenfalls innerhalb dieses großen Raumes verteilten.

Eine Nische mit Tür. In dieser Enge hingen Wäschestücke, sorgfältig gebügelt und zusammengefaltet.

Die Person saß auf der Wäsche. Durch einen Spalt hatte sie einen recht guten Überblick und konnte auch das Bett beobachten, auf dem beide Frauen lagen.

Schon bald erschlafften die Körper, denn die Müdigkeit war einfach zu groß gewesen.

Darauf hatte die Gestalt nur gewartet, und sie freute sich darüber, dass es so schnell gegangen war.

In der Enge des Wäscheraums hielt sie nichts mehr. Sehr behutsam drückte sie gegen die Tür, sodass diese langsam nach außen schwingen konnte. Der Spalt vergrößerte sich so weit, bis er die Länge eines Armes erreicht hatte.

Jetzt schob sich die Person hindurch.

Viel war von ihr nicht zu erkennen. Nur ein Schatten, der sich vorsichtig bewegte. Sie selbst bestand nicht aus Schatten, nur das Gewand, das an einigen Stellen als blutiger Fetzen über ihrem Körper hing. Die Person war nichts anderes als die Untote, die ihnen schon einmal begegnet war, nur mit dem Unterschied, dass die beiden

Frauen jetzt fest schliefen.
Besser hätte es der Blutsauger nicht antreffen können. Die Untote fühlte sich leer, so hohl, nahezu blutleer, und sie musste ihren Körper unbedingt wieder auffüllen.
Lautlos näherte sie sich dem Bett…

***

Was Jane Collins aus dem tiefen Schlaf zurück in die Wirklichkeit gerissen hatte, wusste sie selbst nicht zu sagen. Möglicherweise war es der Geruch gewesen, der so gar nicht zu dem anderen passen wollte und sie deshalb störte.
Sie riss die Augen auf - und bekam keine Luft!
Eisige Totenkrallen umklammerten ihre Hand. Über sich hörte sie ein Röcheln. Obwohl sie die Augen weit aufgerissen hatte, dauerte es zunächst Sekunden, bis sie begriff.
Über ihr zitterte der Schleier, aber direkt dahinter sah sie das Gesicht.
Blutbefleckt, mit an der Seite eingerissenen Lippen, aber mit zwei fürchterlichen Vampirzähnen versehen, die in ihre Haut hacken und ihr das Blut aussaugen wollten.
Sie konnte nicht schreien, der Druck um ihre Kehle war einfach zu groß. Trotzdem wehrte sie sich.
Sie strampelte mit den Beinen, winkelte sie so scharf an, dass die Knie sogar den Rücken berührten, und schlug mit den Fäusten gegen das Gesicht, ohne allerdings dadurch etwas erreichen zu können. Glenda schlief weiter. Sie bemerkte nichts von dem neben ihr stattfindenden Kampf auf Leben und Tod.
Janes Kräfte erlahmten schnell. Vor allen Dingen deshalb, weil sie keine Luft mehr bekam. Der weibliche Vampir drückte sie ihr brutal ab. Wenn sie sich aus dieser Lage noch einmal befreien konnte, dann nur durch ein Wunder. Die rechte Hand hatte sich in das Laken verkrallt, sie brachte den Arm schon nicht mehr hoch, auch der linke fiel schlapp herab, was die Bestie natürlich merkte.
Sie ließ Janes Kehle los. Die Detektivin war zu schwach, um daraus Kapital schlagen zu können, obwohl sie jetzt die Luft einsaugte und sich dabei von einer Seite zur anderen bewegte.
Mit einer wütend anmutenden Bewegung fegte die Wiedergängerin den Fetzen von ihrem Gesicht weg.
Jetzt störte sie nichts mehr.
Noch weiter öffnete sie den Mund. Jane konnte tief in den Rachen blicken, sie hatte das Gefühl, als würde sich dort etwas bewegen, das an Würmer erinnerte.
Fäulnis und Moder - beides drang von innen her in die Höhe…
Und dann packte die Hand zu.

Kurze Stummelfinger legten sich auf die rechte Schulter der Blutsaugerin. Sie zerrten den Körper so schwungvoll zurück, dass er zu Boden kippte und sich dort zweimal überschlug.

Die Vampirin schrie und fauchte. Sie kam nicht auf die Beine, blieb halb liegen und halb gebückt, dabei jedoch sprungbereit und sehr stark angespannt.

Der Koloss bewegte sich in der Hüfte. So holte er aus, und so schleuderte er seinen rechten Arm vor. Die Peitsche bildete die Verlängerung. Als der erste Schlag traf, erwachte auch Glenda, setzte sich hin und konnte zusehen, was nun ablief.

Mongo Pasha gegen eine Untote, Mensch contra Vampir. Da konnte es nur einen Sieger geben, den Blutsauger, denn der war einem Menschen ohne die entsprechenden Waffen immer überlegen.

Nicht Mongo Pasha und nicht einem Mann, der mit der Peitsche artistisch umgehen konnte.

Er schlug zu.

Von rechts und links hämmerten die Schläge auf die schräg hockende Blutsaugerin ein. Die Waffe bestand nur aus einer Schnur, aber so schnell, wie er sie bewegte, sah es aus, als würden sich zwei oder drei Schlangen über dem Körper krümmen, nach vorn schnellen und wieder zubeißen.

Sie war an den Seiten scharf wie ein Messer. Das bekamen Jane und Glenda deutlich zu sehen.

Der Körper der Bestie enthielt kein Blut mehr, er war leer. Ansonsten hätte es durch das spritzende Blut furchtbar ausgesehen. So schlug der Koloss gnadenlos auf das Wesen ein, bis von ihm nichts mehr zurückgeblieben war.

Der scharfe Peitschenriemen hatte es buchstäblich zerhackt!

Jane und Glenda saßen bewegungslos auf dem Bett. Sie schauten zu, wie Mongo Pasha den Kopf aus der Masse anhob, zufrieden und seltsam tief knurrte, sich dann umdrehte und ihnen zunickte, wobei seine Lippen ein Grinsen zeigten.

»O Himmel«, hauchte Glenda. »Mit dem möchte ich nicht allein sein. Nicht mit ihm und seiner Peitsche.«

Jane sagte nichts. Sie starrte das Monstrum an, und Mongo Pasha nickte ihnen zu.

Beide standen auf.

Das sollten sie auch. Der Mann stampfte auf die Tür zu, drehte sich dort um und rief ihnen mit seiner hohen Stimme nur ein Wort entgegen: »Sultan!«

»Was sollen wir…?«, hauchte Glenda.

Jane legte ihr eine Hand auf die Schultern. »Ist doch klar, Glenda, der hohe Herr will sich seine Ware zunächst einmal anschauen, die er eingekauft hat.«

»Du hast vielleicht Nerven, Jane…«

»Leider sind sie nicht stark genug«, erwiderte sie und hatte nicht gelogen, denn ihre Knie zitterten, als sie neben Glenda herging und dem Koloss folgte.

Zurück blieb der zerstückelte Leib eines weiblichen Blutsaugers. Der Horror im Harem hatte begonnen…

ENDE des ersten Teils